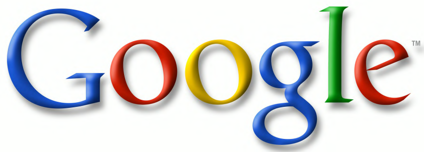
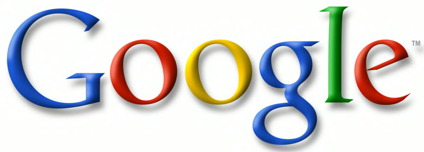





DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.

Krieg und Friede.

Zwei Briefe an Ernst Renan

nebst dessen Antwort auf den ersten

von

David Friedrich Strauß.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1870.


UNIVERSITY
7 - OCT. 1942
OF OXFORD

Vorwort.

Von verschiedenen Seiten bin ich aufgefordert worden, meine beiden Briefe an Ernst Renan über den jetzigen Krieg zusammendrucken zu lassen. Ich thue es, indem ich denselben das Antwortschreiben Renan's auf meinen ersten Brief in einer Uebersetzung beifüge, zu deren Ausarbeitung mich gleich nach dem Empfange die Anmuth dieses Schriftstückes gereizt hatte.

In einer Zeit so gewaltiger Thaten nimmt sich freilich das Wort noch ärmer aus als sonst. Das sollen wir empfinden, denen nur das letztere verliehen ist; doch sollen wir darum nicht vergessen was geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort."

I.

Strauß an Renan.

Hochgeehrter Herr! Die freundliche Aufnahme, die, wie Ihr Schreiben vom 30. v. M. mir sagt, mein Büchlein über Voltaire bei Ihnen gefunden, ist mir eine große Beruhigung gewesen. Dasselbe hatte in Deutschland, während der wenigen Wochen, die ihm von seinem Erscheinen an bis zum Ausbruch des Krieges vergönnt waren, sich allseitig eines günstigen Empfanges zu erfreuen; aber die Schwierigkeiten, die ein Fremder zu überwinden hat, um dem Mann einer andern Nation gerecht zu werden, vollends wenn dieser Mann geradezu ein Inbegriff der fremden Nationalität genannt werden muß, hatte ich mir nie verhehlt, und wartete daher nicht ohne Unruhe auf das Urtheil, das mir von den Stimmführern unter Voltaire's Landsleuten entgegenkommen würde. Daß das Ihrige zu Gunsten meiner Arbeit ausgefallen, macht mich derselben erst recht froh; die Wahrheit, die Sie ihr zugestehen, ist wenigstens mein einziges Bestreben gewesen.

Freilich, wer kann sich einer literarischen Arbeit, und

gerade einer internationalen Friedensarbeit, wie meine Schrift über Voltaire gemeint war, freuen in einem Augenblicke, wo die beiden Nationen, die sie einander näher zu bringen helfen sollte, sich in Waffen gegenüberstehen? Gewiß haben Sie Recht, wenn Sie sagen, daß dieser Krieg allen denen, die sich um die geistige Verbindung zwischen Frankreich und Deutschland bemühen, höchst schmerzlich sein müsse; wenn Sie es als ein Unglück betrachten, daß nun auf langehin wieder Haß, Ungerechtigkeit und lieblose Beurtheilung an der Tagesordnung sein sollen zwischen den zwei Theilen der europäischen Familie, deren Einverständniß für das Werk der Gesittung am nothwendigsten sei; nicht minder, wenn Sie es als die Pflicht jedes Freundes von Wahrheit und Gerechtigkeit hinstellen, neben vollständiger Erfüllung der nationalen Pflichten, sich doch von dem parteiischen Patriotismus frei zu erhalten, der das Herz verengt und das Urtheil fälscht.

Sie äußern, hochgeehrter Herr, Sie hätten gehofft, daß der Krieg sich noch würde beschwören lassen. Das haben auch wir Deutschen seit 1866, in jedem einzelnen Falle, da er zu drohen schien, gehofft; aber im Allgemeinen hielten wir einen Krieg mit Frankreich als Folge der Ereignisse jenes Jahres für unvermeidlich; so unvermeidlich, daß man da und dort unter uns die tadelnde Frage hören konnte, warum Preußen nicht schon früher, aus Anlaß des Luxemburger Handels z. B., den Krieg aufgenommen und die Sache zum Austrag gebracht habe? Nicht als hätten wir den Krieg gewollt, aber wir kannten die Franzosen genug,

um zu wissen, daß sie ihn wollen würden. Es ist wie mit dem siebenjährigen Krieg als Folge der beiden schlesischen des großen Friedrich. Er hat denselben auch nicht gewollt, aber er hat gewußt, daß Maria Theresia ihn wollen und nicht ruhen würde, bis sie Bundesgenossen dafür gewonnen hätte. Auf ein hergebrachtes Uebergewicht verzichtet ein Herrscher, ein Volk, nicht so leicht; sie werden Versuche machen, es sich zu erhalten, bis es ihnen entschieden genommen ist. So damals Oesterreich, so jetzt Frankreich, beide Preußen gegenüber, dem, diesmal besser belehrt, das ganze außerösterreichische Deutschland zur Seite steht.

Frankreich ist seit den Zeiten Richelieu's und Ludwigs XIV. gewohnt, die erste Rolle unter den europäischen Nationen zu spielen, und durch Napoleon I. ist es in diesem Anspruche bestärkt worden. Derselbe gründete sich auf seine starke politisch-militärische Organisation, noch mehr auf die classische Literatur, die sich im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts in Frankreich entfaltet und seine Sprache, seine Bildung, zu weltbeherrschenden gemacht hatte. Die nächste Bedingung dieser Herrscherrolle Frankreichs war aber die Schwäche Deutschlands, das seiner Einheit getheilt, seiner Einigkeit zwiespältig, seiner Beweglichkeit schwerfällig gegenüberstand. Doch jede Nation hat ihre Zeit, und, wenn sie rechter Art ist, nicht bloß Eine. Die deutsche hatte die ihrige schon im 16. Jahrhundert, im Reformationszeitalter, gehabt; sie hatte diesen Vorsprung in der Folge theuer bezahlt durch die

Zerrüttungen eines dreißigjährigen Krieges, der sie nicht nur in politische Unmacht, sondern auch in geistige Verkommenheit zurückwarf; darum aber war es mit ihr noch lange nicht zu Ende. Sie ersah sich von neuem ihre Zeit. Sie fing es auf der Seite an, wo die französische nicht die Wurzeln ihrer Macht, aber die ihres Rechts zur europäischen Führerrolle gehabt hatte. Sie bildete sich im Stillen; sie erzeugte eine Literatur; sie ließ eine Reihe von Dichtern und Denkern aus sich hervorgehen, die den französischen Classikern des 17. und 18. Jahrhunderts mehr als nur ebenbürtig zur Seite traten. Mochten sie auch an Feinheit des Weltverstandes und der Weltbildung, an Klarheit und Eleganz der Form, die Franzosen nicht immer erreichen, so waren sie ihnen doch an Tiefe des Gedankens, an Wärme des Gemüthes überlegen; die Idee der Humanität, der harmonischen Ausbildung der menschlichen Natur im Einzelnen wie im Zusammenleben, ist von der deutschen Literatur im letzten Viertel des vorigen und im ersten des jetzigen Jahrhunderts entwickelt worden.

Damit hatte Deutschland die geistige Führerrolle in Europa übernommen, während Frankreich die politische, zuletzt freilich in hartem Kampfe mit England, noch immer fortführte. Aber entweder war Deutschlands literarischer Aufschwung eine taube Blüthe gewesen, oder es mußte demselben auch ein politischer folgen. In der napoleonischen Zeit hatte sich Frankreich ganz unmittelbar über Deutschland hergelegt; diese Last wurde abgeworfen in den Befreiungskämpfen der Jahre 1813 und 1814. Aber der

Grund unserer Unmacht, der Mangel an politischer Einheit, wurde nicht gehoben. Im Gegentheil: war allerdings das deutsche Kaiserthum schon längst nur ein Schatten gewesen, so war jetzt auch dieser Schatten geschwunden. Deutschland war ein buntes Aggregat größerer und kleinerer unabhängiger Staaten geworden. War freilich auch diese Unabhängigkeit ein bloßer Schein, so war sie doch darin real genug, daß sie jede starke Action des Ganzen unmöglich machte; während der Bundestag, der die Einheit vorstellen sollte, sein Dasein fast nur durch Niederhaltung jeder freieren Regung in den einzelnen Staaten zu erkennen gab. Wenn Frankreich von neuem Lust bekam sich auf unsere Kosten zu vergrößern, so waren es nicht wir, so waren es Rußland und England in erster Linie, die es ihm wehren mußten. Das fühlte man in Deutschland wohl; es fühlten's die Männer der Freiheitskriege, die während der traurigen Reactionsjahre eine ganz andere Saat aufgehen sahen, als sie ausgestreut zu haben sich bewußt waren; die Jugend fühlte es, die in den Gedanken und Liedern dieser Kriege heranwuchs. Darum hatten auch die Einheitsbestrebungen dieser nächsten Zeit etwas gar Jugendliches, Unreifes und Romantisches an sich. Die deutsche Idee ging als Spuk, als der Schatten des alten Kaisers um. Daß die damaligen Machthaber auf Studentenverbindungen, auf die so unpraktischen demagogischen Umtriebe, wie man es hieß, so großes Gewicht legten, bewies nur, welch ein böses Gewissen sie hatten.

Das Gewitter Ihrer Julirevolution reinigte auch

bei uns einigermaßen die Luft, ohne uns doch wesentlich weiter zu bringen. Des Hinblickens auf die anders geartete Nation wurde jetzt zu viel, da doch jedes Volk vor allem in die eigenen Hände, die eigene Art und Geschichte blicken soll. In den Kammern unserer Kleinstaaten wurde es lebendig, manche tüchtige Kräfte regten sich: aber der beschränkte Raum engte auch ihren Gesichtskreis ein. Da Preußen und Oesterreich dem constitutionellen Wesen verschlossen blieben und in der Gegenwirkung gegen sein Ueberhandnehmen in den kleineren Staaten zusammenhielten, so galt in diesen der Widerstand gegen den Bundestag, den kläglichen Rest der deutschen Einheit, für Patriotismus. In die Länge freilich konnte man sich nicht verbergen, daß mit muthigen Kammerreden in den kleinen Staaten nichts gethan sei, so lange sich deren Regierungen auf den Bundestag, d. h. auf die beiden absoluten Großstaaten stützen konnten. Gedanken von einer Volksvertretung am Bunde tauchten auf; in Preußen geschah durch Zusammenberufung des vereinigten Landtags ein hoffnungsreicher, wenn auch nur halber Schritt: als abermals ein Stoß von Ihrer Seite, die Februarrevolution, in die deutsche Entwickelung eingriff. Diese französischen Anstöße waren für uns nur so lange verderblich, als sie uns schwach fanden; in dem Maße, als wir in uns selbst erstarkten, wurden sie uns immer förderlicher, so daß dieser letzte, der recht übel für uns gemeint war, uns heute schon gedeihlichere Folgen als alle früheren in Aussicht stellt. Der Stoß von 1848 traf uns in einem Augenblick, wo

man in den einzelnen deutschen Staaten zum Gefühl der Fruchtlosigkeit aller particularistischen Bestrebungen für Freiheit und Volkswohl gekommen war, und half nun mit einemmale dem Gedanken der deutschen Einheit zum Durchbruch. In dem aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen deutschen Parlamente gab sich dieser Gedanke zum erstenmal ein politisches Organ, vor dessen moralischer Autorität eine Zeitlang alle bestehenden Particulargewalten zurücktreten mußten. Hatte aber der deutsche Einheitsgedanke während der zwanziger Jahre vorzugsweise in unsern Studenten gelebt, so könnte, wer scherzen wollte, sagen, daß er 1848 an die Professoren gekommen war; insofern wenigstens, als ja, wie schon öfter behauptet worden, in jedem gebildeten Deutschen ein Stück von einem Professor steckt. Genug, die Sache wurde theoretisch sehr gründlich, aber auch sehr unpraktisch angegriffen; man verlor mit Feststellung von Grundrechten, mit Debattiren über Verfassungsparagraphen eine kostbare Zeit; bis unvermerkt die realen Mächte wieder Kraft gewonnen hatten, und der ideale Bau des neuen Deutschlands wie ein Wolkengebilde zerfloß.

Man hatte von solcher luftigen Höhe herab die deutsche Kaiserkrone einem Fürsten angeboten, der, obwohl übrigens selbst ein Wolkenmann, doch darin eine richtige Einsicht zeigte, daß er weder sich für den rechten Träger noch diese Krone für eine tragbare erkannte. Die Versuche, die er dann auf eigene Hand noch machte, einen Theil des damals Gebotenen sich doch anzueignen, endigten noch kläglicher als der Versuch des deutschen Volkes, sich selbst neu

zu constituiren, geendet hatte. Während dieser Kämpfe hatte sich immer mehr der Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich als das Grundübel der deutschen Zustände herausgestellt. Während der Metternich'schen Zeiten war Preußen an Oesterreichs Schlepptau gegangen, und man hatte darin die Bürgschaft der Ordnung und Sicherheit gesehen; daß es jetzt immer ernstlichere Versuche machte, seinen eigenen Willen zu haben und eigene Zwecke zu verfolgen, war der österreichischen Politik ebenso unbequem als ungewohnt. Was daher von jetzt an Preußen in Deutschland schaffen oder weiterführen wollte, vom Zollverein angefangen, wurde von Oesterreich geheim und offen bekämpft; es trat für Deutschland der Zustand eines Wagens ein, dem ein Pferd vorn, ein anderes von gleicher Stärke hinten vorgespannt ist, und der daher nicht aus der Stelle kommt. Aber die Zeiten erziehen sich ihre Männer, vorausgesetzt, daß sich unter dem Nachwuchse Persönlichkeiten vom rechten Zeuge und diese an der rechten Stelle finden. Der Herr von Bismarck war ein Mann von solchem Zeuge, und seine Stellung am Bundestag in Frankfurt der rechte Standort, um in den innersten Sitz des deutschen Elends hineinzusehen. Es war zunächst sein preußischer Stolz, welcher Oesterreich für die von ihm über Preußen verhängten Demüthigungen Rache schwur; doch war ihm dabei nicht unbewußt, daß mit Preußen auch Deutschland geholfen sein würde. Aus Anlaß des Kampfes um Schleswig-Holstein gelang es einen Augenblick, die beiden Pferde neben einander zu spannen; doch kaum war

der Zweck erreicht, so ging der alte Gegenzug wieder an. Jetzt galt es, die Stränge zu zerhauen, die das hinten angespannte Pferd mit dem Wagen verbanden; dann mußte es dem vorderen ein leichtes sein, ihn vorwärts zu bringen. Ein wahres Columbus-Ei, dieser Gedanke; ein jeder schien ihn haben zu müssen: und doch hat, wenn auch nicht bloß Einer ihn gehabt, doch nur Einer die rechten Mittel ergriffen, ihn ins Werk zu setzen.

Im Leben der Völker wie der Einzelnen finden sich Erfolge, wo das von uns selbst langeher Gewünschte und Erstrebte uns in so fremder Gestalt entgegentritt, daß wir es nicht erkennen, uns wohl gar unmuthig und grollend davon abwenden. So war es mit dem preußisch-österreichischen Kriege des Jahres 1866 und seinen Folgen: er brachte uns Deutschen was wir lange gewollt hatten; aber er brachte es nicht so wie wir es gewollt hatten, und darum stieß es ein großer Theil des deutschen Volkes von sich. Wir hatten die Einigung Deutschlands von der Idee, von dem Wunsche des Volks, den Gedanken seiner besten Männer aus zu Stande bringen wollen: jetzt war sie von Seiten der realen Macht, durch Blut und Eisen, angebahnt. Wir hatten, wie ja die Idee hoch und weit fliegt, sämmtliche deutsche Stämme in einer Reichsverfassung zusammenschließen wollen: jetzt waren, in Anbequemung an die Verhältnisse der Wirklichkeit, nicht nur die Deutschen in Oesterreich, sondern auch die süddeutschen Mittelstaaten draußen geblieben. Es hat Zeit gebraucht, bis der deutsche Idealismus, bis auch der deutsche Eigen-

sinn sich mit dem Gegebenen versöhnte; aber die Macht, ich möchte sagen die Vernunft, dieses Gegebenen war so unwiderstehlich, daß die bessere Einsicht in kürzester Frist die erfreulichsten Fortschritte gemacht hat.

Was nicht am wenigsten beigetragen hat, auch dem Verblendetsten ein Licht aufzustecken, war die Art wie Frankreich sich zu diesen Ereignissen verhielt. Es hatte sie geschehen lassen in der Hoffnung, aus den inneren Kämpfen des Nachbarlandes Gewinn für seine Uebermacht zu ziehen; als es sich in dieser Rechnung getäuscht sah, konnte es seinen Verdruß nicht verhehlen. Von jetzt an konnten wir Deutschen die Werthbestimmung unserer politischen Verhältnisse an der französischen Schätzung reguliren; denn die Werthe erschienen auf beiden Seiten geradezu entgegengesetzt. An Frankreichs sauern Mienen gegen Preußen und den Nordbund konnten wir ermessen, daß in beiden unser Heil, an seinem Liebäugeln mit der süddeutschen Sonderbündelei, daß hier unser schlimmster Schaden liege. Jede Bewegung welche Preußen machte, nicht die Südstaaten zum Beitritt zu nöthigen, sondern nur ihnen die Thür offen zu halten, wurde von Frankreich beargwohnt und zum Gegenstande von Einreden gemacht; selbst bei so gar nicht politischen Anlässen, wie die Unterstützung der Eisenbahn über den Gotthard, krähte kampflustig der gallische Hahn. Frankreich hat seit dem Sturze Napoleons dreimal seine Verfassung geändert: Deutschland hat nie daran gedacht, ihm darein zu reden, es hat stets das Recht des Nachbars anerkannt,

sein Haus im Innern nach Bedürfniß und Bequemlichkeit, oder auch nach Laune, umzubauen. Ist denn nun, was wir Deutschen 1866 und seitdem gethan, etwas anderes? Brachte, was wir in unserem bis dahin notorisch unwohnlichen Hause von Wänden einschlugen, von Balken einzogen, von Mauern aufführten, dem Nachbarhaus Erschütterung? drohte es ihm Licht und Luft zu schmälern? stellte es ihm Feuersgefahr in Aussicht? Nichts von alledem; unser Haus schien ihm nur zu stattlich zu werden, diesem Nachbar; er wollte in der ganzen Straße das schönste und höchste Haus besitzen, und hauptsächlich durfte das unsrige nicht zu fest werden, wir sollten es nicht verschließen können, es sollte ihm jederzeit unbenommen bleiben, wie er früher schon mehrmals gethan, nach Belieben einige Zimmer davon in Besitz zu nehmen und zu seinem Hause zu schlagen. Und doch hatten wir diejenigen Theile unseres Hauses, welche der gewaltthätige Nachbar in früheren Zeiten sich angeeignet, bei unserem Umbau gar nicht in Anspruch genommen, sondern sie ihm gelassen und die Sache als verjährt betrachtet; jetzt freilich, nachdem er an das Schwert appellirt hat, wachen auch diese alten Fragen wieder auf.

Frankreich will seinen europäischen Primat nicht aufgeben; nur wenn es auf diesen ein Recht hat, hat es auch ein Recht, sich in unsere inneren Angelegenheiten zu mischen. Worauf stützt sich denn aber sein vermeintliches Recht auf jenen Primat? An Bildung hat sich Deutschland ihm längst zum mindesten gleichgestellt; die Eben-

bürtigkeit unserer Literatur wird von den Vertretern der französischen anerkannt; und um die Gleichmäßigkeit, womit vermöge eines geordneten Schulunterrichts Bildung und Sittigung alle Schichten unseres Volks durchdringt, werden wir von den besten Männern des französischen beneidet. Die Ausschließung der Reformation aus Frankreich, so viel sie beigetragen hat, seine politische Macht zu verstärken, so schwer hat sie sein geistiges und sittliches Gedeihen geschädigt. Aber auch in politischer Tüchtigkeit sind wir den Franzosen, wenn auch langsam, doch vollauf nachgekommen. Die Revolution von 1789 schien ihnen einen gewaltigen Vorsprung vor uns zu geben, wir danken ihr die Sprengung mancher Fessel, die uns sonst wohl noch lange gedrückt haben dürfte; aber was wir seitdem in Frankreich gesehen haben, ist nicht dazu angethan, uns von einer Wettbewerbung abzuschrecken. Gemäßigte Regierungen scheinen dort nur dazu da zu sein, um unterwühlt zu werden, sich in Anarchie, wie diese sofort in Despotismus, aufzulösen; ob die constitutionelle Monarchie, in der auch Sie wie ich die einzig haltbare Staatsform für Europa (Ausnahmsstellungen abgerechnet) sehen, in Frankreich jemals feste Wurzeln werde treiben können, haben ja auch Sie selbst in Ihrer trefflichen Schrift über diesen Gegenstand bezweifelt, wenigstens es mehr gewünscht als gehofft.

Daß ich die vielen guten Eigenschaften der französischen Nation nicht verkenne, daß ich in ihr ein wesentliches und unentbehrliches Glied der europäischen Völkerfamilie, ein vielfach wohlthätiges Ferment in dieser Mischung sehe,

das brauche ich Ihnen, hochgeehrter Herr, so wenig erst zu versichern, als Sie mich der gleichen unparteiischen Schätzung der deutschen Nation und ihrer Vorzüge zu versichern brauchen. Aber Nationen wie Individuen haben als Kehrseite ihrer Vorzüge auch ihre Fehler, und in Bezug auf diese haben unsere beiden Nationen seit Jahrhunderten eine sehr verschiedene, ja entgegengesetzte Erziehung genossen. Wir Deutschen haben in der harten Schule des Unglücks und der Schmach, wobei großentheils Ihre Landsleute unsere unnachsichtigen Schul- und Zuchtmeister waren, unsere Grund- und Erbfehler, unsere Träumerei, unsere Langsamkeit und vor allem unsere Uneinigkeit als das erkennen gelernt was sie sind, als die Hindernisse jedes nationalen Gedeihens; wir haben uns zusammengenommen, gegen diese Untugenden gekämpft und sie immer mehr von uns abzuthun gesucht. Dagegen sind die französischen Nationalfehler von einer Reihe französischer Herrscher großgezogen, lange Zeit vom Erfolg aufgeschwellt und auch vom Unglück nicht abgetrieben worden. Das Trachten nach Glanz und Ruhm, die Neigung, denselben, statt durch stille Arbeit im Innern, durch laute abenteuernde Unternehmungen nach außen zu erreichen, die Anmaßung an der Spitze der Nationen zu stehen und die Sucht sie zu bevormunden und auszubeuten — diese Untugenden, die in der gallischen Art liegen mögen, wie die oben bezeichneten in der germanischen, sind von Ludwig XIV., von dem ersten und dem hoffentlich letzten Napoleon in einer Weise aufgefüttert worden, daß der Nationalcharakter

dabei den tiefsten Schaden genommen hat. Die gloire insbesondere, die noch jüngst einer Ihrer Minister das erste Wort der französischen Sprache genannt hat, ist vielmehr ihr schlechtestes und verderblichstes, das die Nation gut thun würde für eine Zeitlang ganz aus ihrem Wörterbuche zu streichen; ist sie doch das goldene Kalb, um das diese seit Jahrhunderten ihre Tänze aufführt; der Moloch, dem sie so viele Tausende ihrer Söhne und der Söhne ihrer Nachbarvölker zum Opfer gebracht hat, und eben jetzt wieder bringt; das Irrlicht, das sie von gedeihlichen Arbeitsfeldern hinweg immer wieder in die Wüste und oft genug an den Rand des Abgrundes gelockt hat. Und während jene frühern Herrscher, Napoleon I. insbesondere, von diesem nationalen Dämon selbst auch besessen, mithin bei ihren wenn auch ungerechten Kriegen doch gewissermaßen naiv waren, ist es bei dem jetzigen Napoleon die bewußte raffinirte Absicht, zu den Zwecken kalter Selbstsucht die Nation irre zu führen, ihre Aufmerksamkeit von der sittlichen und politischen Verkommenheit im Innern nach außen abzulenken, was ihn die nationale Leidenschaft der Glanz-, Ruhm- und Raubsucht fort und fort schüren heißt. Es ist ihm gegen Rußland in der Krim, gegen Oesterreich in Italien gelungen; in Mexico hat er empfindliches Mißgeschick gehabt; gegenüber Preußen den rechten Zeitpunkt verpaßt; zu Anfang dieses Jahres konnte man einen Augenblick meinen, es sei ihm Ernst damit, von dieser Straße ab auf die der innern Reformen im Sinne vernünftiger Freiheit und Wirthschaftlichkeit einzulenken; bis

der Rückgriff zum Plebiscit alle Welt belehrte, daß er der alte geblieben sei. Von da an war auch für Deutschland alles zu fürchten — oder daß ich besser rede, alles zu hoffen.

Die Einheit, die er hintertreiben wollte, jetzt haben wir sie; die unerhörte Anmaßung, die in dem Ansinnen an den König von Preußen lag, war dem geringsten Bauer in der Mark wie den Königen und Herzogen südlich des Mains gleich verständlich und unerträglich; wie ein Sturm wehte der Geist der Jahre 1813 und 1814 durch alles deutsche Land, und bereits haben die ersten Kriegserfolge uns ein Pfand gegeben, daß einer Nation, die nur für dasjenige kämpft, wozu sie das Recht und die Macht in sich fühlt, der Erfolg unmöglich fehlen kann. Dieser Erfolg, um den wir ringen, ist einzig die Gleichberechtigung der europäischen Völker, ist die Sicherheit, daß fortan nicht mehr ein unruhiger Nachbar nach Belieben uns in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unseres Fleißes berauben kann. Dafür wollen wir Bürgschaften haben, und erst wenn diese gegeben sind, wird von einem freundlichen Einvernehmen, von einem einträchtigen Zusammenwirken der beiden Nachbarvölker an allen Arbeiten der Cultur und Humanität die Rede sein können; dann aber auch erst, wenn dem französischen Volke der falsche Weg versperrt ist, wird es in der Lage sein, Stimmen wie der Ihrigen das Ohr zu öffnen, die es von jeher auf den rechten, den Weg der redlichen Arbeit an sich selbst, der Zucht und Sitte, hingewiesen haben.

Ich bin weitläufiger geworden als ich eigentlich wollte und als am Ende auch schicklich ist; allein unsere deutschen Zustände und Bestrebungen zeigen sich dem Fremden so gerne nur im Nebel, und um diesen ein wenig zu zertheilen, ist einiges Ausholen unvermeidlich. Noch weniger schicklich werden Sie es vielleicht finden, daß Ihnen diese Zeilen gedruckt statt geschrieben zukommen. Gewiß würde ich in gewöhnlichen Zeiten erst Ihre Genehmigung eingeholt haben; bis aber unter den jetzigen Umständen mein Gesuch in Ihre, und Ihre Antwort in meine Hände käme, wäre der rechte Augenblick vorbei; und ich denke doch, es sei nicht übel gethan, wenn in dieser Krisis zwei Männer aus beiden Nationen, deren jeder in der seinigen unabhängig und dem politischen Parteitreiben ferne steht, sich über die Ursachen und die Bedeutung des Kampfes freimüthig und doch ohne Leidenschaft gegeneinander aussprechen. Denn erst dann wird diese meine Aeußerung mir ihren wahren Werth zu haben scheinen, wenn sie Ihnen zu einer ähnlichen von Ihrem Standpunkt aus Veranlassung gibt.

Unterdessen, mein Herr, genehmigen Sie die Versicherung der aufrichtigen Verehrung, die Sie kennen, und erhalten unter allem Kriegsgetümmel Ihre freundliche Zuneigung

Ihrem ergebensten

D. F. Strauß.

Rorschach am Bodensee, 12. Aug. 1870.

II.

Renan an Strauß.

Werther und gelehrter Herr!

Ihre erhabenen und philosophischen Worte sind in einem Zeitpunkte, wo alle Mächte der Hölle entfesselt schienen, wie eine Friedensbotschaft zu uns gekommen; sie sind uns überaus tröstlich gewesen, mir vor allen, der ich Deutschland verdanke, was ich am höchsten schätze, meine Philosophie, ich kann beinahe sagen, meine Religion. Ich war im Seminar zu St. Sulpice, um's Jahr 1843, als ich anfing, Deutschland kennen zu lernen durch die Schriften von Goethe und Herder. Ich glaubte in einen Tempel zu treten, und von dem Augenblick an machte mir alles, was ich bis dahin für eine der Gottheit würdige Pracht gehalten hatte, nur noch den Eindruck welker und vergilbter Papierblumen. So hat mich auch, wie ich Ihnen im ersten Augenblicke der Feindseligkeiten geschrieben habe, dieser Krieg mit Schmerz erfüllt, zunächst um des entsetzlichen Unglücks willen, das er nothwendig nach sich ziehen mußte, dann um des Hasses, um der ungerechten

Urtheile willen, die er verbreiten, und des Nachtheils, den er den Fortschritten der Wahrheit bringen wird. Das große Unglück der Welt ist, daß Frankreich Deutschland nicht versteht und Deutschland Frankreich nicht: dieses Mißverständniß wird sich jetzt nur noch verschlimmern. Man bekämpft den Fanatismus auf der einen Seite durch den gleichen Fanatismus auf der anderen; nach dem Kriege werden wir uns Gemüthern gegenüber befinden, die durch die Leidenschaft verengt, für die Weite und Freiheit unseres Gesichtskreises verdorben sind.

Ihre Gedanken über den Entwicklungsgang der deutschen Einheit finde ich vollkommen richtig. In dem Augenblick, als ich die Numer der Allgemeinen Zeitung erhielt, worin Ihr schönes Schreiben abgedruckt ist, war ich gerade beschäftigt, für die Revue des deux mondes einen Artikel zu verfassen, der in diesen Tagen erscheinen wird, worin ich Ansichten entwickelte, die mit den Ihrigen durchaus zusammentreffen. Es ist klar, wenn man einmal den Grundsatz der dynastischen Legitimität aufgegeben hat, so gibt es für die territoriale Abgrenzung der Staaten keine andere Grundlage mehr, als das Recht der Nationalitäten, d. h. der natürlichen Gruppen, wie sie durch Race, Geschichte und den Willen der Bevölkerungen bestimmt sind. Und wenn es irgend eine Nationalität gibt, die ein augenscheinliches Recht hat, in all ihrer Unabhängigkeit zu existiren, so ist dieß sicher die deutsche. Deutschland hat den besten nationalen Rechtstitel, nämlich eine geschichtliche Rolle von höchster Bedeutung, eine Seele,

möchte ich sagen, eine Literatur, Männer von Genie, eine eigenthümliche Auffassung göttlicher und menschlicher Dinge. Deutschland hat die bedeutendste Revolution der neueren Zeiten, die Reformation, gemacht; außerdem hat sich in Deutschland seit einem Jahrhundert eine der schönsten geistigen Entwicklungen vollzogen, welche die Geschichte kennt, eine Entwicklung, die, wenn ich den Ausdruck wagen darf, dem menschlichen Geist an Tiefe und Ausdehnung eine Stufe zugesetzt hat, so daß, wer von dieser neuen Entwicklung unberührt geblieben, zu dem der sie durchgemacht hat, sich verhält, wie einer der nur die Elementarmathematik kennt, zu dem der im Differentialcalcul bewandert ist.

Daß eine so große geistige Kraft, mit so viel Sittlichkeit und Ernst verbunden, eine entsprechende politische Bewegung hervorbringen mußte, daß das deutsche Volk berufen war, auf dem Felde der äußern Verhältnisse, der materiellen und praktischen Interessen, eine Geltung zu gewinnen, die seiner Bedeutung auf dem geistigen Felde entsprach, das war für jeden Einsichtigen, von Gewohnheit und oberflächlicher Parteinahme Unverblendeten offenbar. Was die Rechtmäßigkeit der Wünsche Deutschlands vollends außer Zweifel stellte, war der Umstand, daß sein Drang nach Einheit eine Vorsichtsmaßregel war, veranlaßt durch die beklagenswerthen Thorheiten des ersten Kaiserreichs; Thorheiten, die von aufgeklärten Franzosen ebenso verworfen werden, wie von den Deutschen, aber gegen deren Wiederkehr es gut war sich zu schützen, da

gewisse Leute noch immer unbesonnen genug sind, diese Erinnerungen zu pflegen.

Ich kann Ihnen sagen, daß im Jahr 1866 wir (ich spreche hier im Namen einer kleinen Gruppe wahrhaft liberaler Männer) mit großer Freude den Anfang begrüßt haben, den Deutschland machte, sich als eine Macht ersten Ranges zu constituiren. Nicht als hätte es uns besser als Ihnen behagt, diesen großen und glücklichen Erfolg durch das preußische Heer herbeigeführt zu sehen. Sie haben besser als irgend einer gezeigt, wie viel fehlt, daß Preußen Deutschland wäre. Aber gleichviel; wir dachten hierüber wie vermuthlich auch Sie, daß nämlich die deutsche Einheit, nachdem sie durch Preußen zu Stande gekommen, Preußen in sich auflösen würde, gemäß dem allgemeinen Gesetze, wornach der Sauerteig in der Masse verschwindet, die er in Gährung gesetzt hat. An die Stelle dieses anmaßlichen und engherzigen Pedantismus, der uns an Preußen so oft mißfällt, sahen wir allmählig und endgültig den deutschen Geist mit seiner wundervollen Weite, seinem poetischen und philosophischen Anhauche treten. Was für unsere liberalen Instincte abstoßend war in einem feudalen wenig parlamentarischen Lande, mit einem Adel voll beschränkter Orthodoxie und Vorurtheilen jeder Art, das vergaßen wir wie Sie es vergaßen, um in der weiteren Zukunft nur Deutschland zu sehen, d. h. eine große freisinnige Nation, bestimmt, die politischen, religiösen und socialen Fragen um einen entscheidenden Schritt weiter zu fördern, und vielleicht dasjenige zu Stande zu bringen,

was wir in Frankreich bis jetzt ohne Erfolg versucht haben: eine vernünftige und begriffsmäßige Organisation des Staats.

Wie sind diese Träume getäuscht worden! wie haben sie der bittersten Wirklichkeit Platz gemacht! Ich habe meine Gedanken über diesen Punkt in der Revue entwickelt; ich kann sie in zwei Worte fassen. Man mag die Fehler der französischen Regierung so groß machen als man will; aber ungerecht wäre es, außer Acht zu lassen, wie tadelnswerth in vielen Stücken auch das Benehmen der preußischen Regierung gewesen ist. Sie wissen, daß 1865 die Plane des Herrn von Bismarck dem Kaiser Napoléon III. mitgetheilt wurden, der ihnen im allgegemeinen zustimmte. Wenn diese Zustimmung aus der Ueberzeugung floß, daß die Einheit Deutschlands eine geschichtliche Nothwendigkeit und daß zu wünschen sei, diese Einheit möchte sich in freundlichem Einverständniß mit Frankreich gestalten, so hatte der Kaiser dreimal Recht. Es ist mir persönlich bekannt, daß etwa einen Monat vor dem Beginn der Feindseligkeiten von 1866 Napoleon III. an den Erfolg Preußens glaubte, ja daß er denselben wünschte. Unglücklicherweise war es das Zaudern, die Neigung, einander widersprechende Kundgebungen sich folgen zu lassen, was in diesem wie in mehreren Fällen dem Kaiser verderblich wurde. Der Sieg von Sadowa trat ein, ohne daß etwas vereinbart war. Unbegreifliche Wandelbarkeit! Irregeführt durch die Großsprechereien der Kriegspartei, verwirrt durch die Vorwürfe

der Opposition, ließ der Kaiser sich verleiten, ein Ergebniß als Niederlage zu betrachten, das für ihn ein Sieg hätte sein müssen, und das er in jedem Falle gewollt und herbeigeführt hatte.

Wenn der Erfolg alles rechtfertigt, ist die preußische Regierung vollkommen freigesprochen; aber wir beide, mein Herr, sind Philosophen, wir haben die Naivetät zu glauben, daß auch der Sieger Unrecht gehabt haben kann. Die preußische Regierung hatte von Napoleon III. und von Frankreich ein stillschweigendes Bündniß nachgesucht und angenommen. Obwohl nichts festgestellt war, schuldete sie doch dem Kaiser und Frankreich Beweise von Dankbarkeit und Sympathie. Einer von Ihren Landsleuten, der in diesem Augenblicke gegen Frankreich mehr Leidenschaft zeigt, als ich an einem Manne von Lebensart gerne sehe, sagte mir in dem Zeitpunkte von dem die Rede ist, Deutschland sei Frankreich eine große Erkenntlichkeit schuldig für den reellen, wenn auch nur negativen Antheil, den letzteres an seiner Begründung gehabt habe. Geleitet durch einen Stolz, der in Zukunft noch verdrießliche Folgen haben wird, dachte das Berliner Kabinet hierüber anders. Gewiß haben territoriale Vergrößerungen, wenn es sich um eine Nation handelt, die bereits 30 bis 40 Millionen zählt, wenig Bedeutung; die Erwerbung von Savoyen und Nizza ist für Frankreich mehr lästig als nützlich gewesen. Dennoch kann man bedauern, daß die preußische Regierung in der Luxemburger Angelegenheit von der Strenge ihrer Ansprüche nichts nachgelassen hat.

Die Abtretung Luxemburgs an Frankreich hätte Frankreich nicht größer, Deutschland nicht kleiner gemacht; aber diese unbedeutende Concession wäre hinreichend gewesen, die oberflächliche Meinung zu befriedigen, die in einem Lande des allgemeinen Stimmrechts geschont sein will, und hätte der französischen Regierung möglich gemacht, ihren Rückzug zu maskiren. An dem größten Kreuzfahrerschlosse, das in Syrien noch vorhanden ist, dem Kalaat-el-hosn, sieht man, in schönen Buchstaben aus dem 12. Jahrhundert, folgende Inschrift, die das Haus der Hohenzollern auf das Wappenschild aller seiner Schlösser eingraben lassen sollte:

Sit tibi copia,
Sit sapientia,
Formaque detur:
Inquinat omnia
Sola superbia,
Si comitetur.

Darum kann in Betracht der entfernten Kriegsursachen ein unparteiischer Sinn die Vorwürfe zwischen der französischen und der preußischen Regierung beinahe gleich theilen. Was die nächste Ursache, jenen beklagenswerthen diplomatischen Zwischenfall, oder vielmehr jenes grausame Spiel beleidigter Eitelkeiten anlangt, die, um elende Diplomatenstreitigkeiten zu rächen, alle Geißeln über das menschliche Geschlecht losgelassen haben, so wissen Sie, wie ich davon denke. Ich befand mich in Tromsoë, wo ich in der glänzendsten Schneelandschaft der Polarmeere mich auf die Todteninseln unsrer keltischen und germanischen Vorfahren träumte, als ich jene schreckliche Nachricht erhielt: nie habe ich so wie an diesem Tage das unselige

Schicksal verwünscht, das unser armes Vaterland dazu verdammt zu haben scheint, immer nur von Unwissenheit, Dünkel und Unfähigkeit geleitet zu sein.

Dieser Krieg, man mag sagen was man will, war keineswegs unvermeidlich. Frankreich wollte in keiner Art den Krieg. Man darf in diesen Dingen nicht nach den Rednereien der Journale und dem Geschrei der Boulevards urtheilen. Frankreich ist gründlich friedliebend, seine Neigungen sind der Ausbeutung seiner unerschöpflichen Reichthumsquellen und den demokratischen und socialen Fragen zugewendet. Der König Ludwig Philipp hatte das Wahre in diesem Punkte mit sehr richtigem Sinne gesehen. Er erkannte, daß Frankreich mit seiner ewigen Wunde, die stets bereit ist sich wieder zu öffnen (dem Mangel einer Dynastie oder einer allgemein angenommenen Verfassung) den großen Krieg nicht führen könne. Eine Nation, die ihr Programm erfüllt und die Gleichheit erreicht hat, kann unmöglich mit jungen Völkern kämpfen, die noch voll von Illusionen und im frischen Feuer ihrer Entwicklung sind. Glauben Sie mir, die einzigen Ursachen des Krieges sind die Schwäche unsrer constitutionellen Einrichtungen und die verderblichen Rathschläge, die von dünkelhaften und beschränkten Militärs, von eiteln oder unwissenden Diplomaten dem Kaiser gegeben wurden. Das Plebiscit hat damit nichts zu thun; im Gegentheil, diese seltsame Kundgebung, welche zeigte, daß die Napoleonische Dynastie ihre Wurzeln bis in die innersten Eingeweide des Landes getrieben hatte, mußte glauben machen, der Kaiser würde

sich fortan mehr und mehr von dem Gebahren eines verzweifelten Spielers lossagen. Ein Mann, der großen Grundbesitz sein eigen nennt, scheint uns weniger veranlaßt, alles auf Einen Wurf zu setzen, als der, dessen Reichthum zweifelhaft ist. In der That, um die Gefahren eines Brandes zu beseitigen, genügte es zu warten. Wie viele Fragen in den Angelegenheiten dieses armen Menschengeschlechts wollen dadurch gelöst sein, daß man sie nicht löst. Nach Verfluß von etlichen Jahren ist man ganz überrascht, daß die Frage gar nicht mehr vorhanden ist. Hat es jemals einen Nationalhaß gegeben, wie den, der sechs Jahrhunderte lang Frankreich und England geschieden hat? Noch vor 25 Jahren, unter Ludwig Philipp, war dieser Haß ziemlich stark, alle Welt erklärte, er könne nur in Krieg endigen: er ist wie mit einem Zauberschlage verschwunden.

Natürlich, mein werther Herr, haben seit der verhängnißvollen Stunde die einsichtsvollen Liberalen hier zu Lande nur den einen Wunsch, geendigt zu sehen, was niemals hätte angefangen werden sollen. Frankreich hatte tausendmal Unrecht, sich der innern Entwicklung Deutschlands widersetzen zu wollen; aber Deutschland würde einen nicht minder schweren Fehler begehen, wenn es die Integrität Frankreichs antasten wollte. Hat man die Absicht, Frankreich zu Grunde zu richten: nichts besser erdacht, als ein solcher Plan; verstümmelt würde Frankreich in Krämpfe gerathen und zu Grunde gehen. Wer, wie einige Ihrer Landsleute, der Meinung ist, Frankreich müsse aus

der Zahl der Völker getilgt werden, der ist nur folgerichtig, wenn er seine Verkleinerung verlangt; er sieht sehr wohl, daß diese Verkleinerung sein Ende sein würde. Wer dagegen, wie Sie, die Ueberzeugung hat, daß Frankreich für die Harmonie der Welt unentbehrlich ist, der hat die Folgen wohl zu erwägen, die eine Zerstückelung desselben nach sich ziehen würde. Ich kann hier mit einer Art von Unparteilichkeit sprechen. Ich habe mich mein Leben lang bestrebt, ein guter Patriot zu sein, soweit ein rechtschaffener Mann es sein soll, doch zu gleicher Zeit vor dem übertriebenen Patriotismus als einer Ursache des Irrthums mich in Acht zu nehmen. Zudem ist meine Philosophie der Idealismus: wo ich das Gute, Schöne, Wahre sehe, da ist mein Vaterland. Im Namen der wahren ewigen Interessen des Ideals würde ich trostlos sein, wenn Frankreich nicht mehr existiren sollte. Frankreich ist nöthig als Protestation gegen Pedantismus, Dogmatismus, engherzigen Rigorismus. Sie, der Voltaire so gut begriffen hat, müssen das begreifen. Der Leichtsinn, den man uns vorwirft, ist in seinem Grunde ernsthaft und anständig. Beachten Sie, daß, wenn unsre Geistesart mit ihren Vorzügen und Mängeln verschwinden würde, das menschliche Bewußtsein sicherlich ärmer gemacht wäre. Mannigfaltigkeit ist nöthig, und die erste Pflicht des Menschen, der mit wahrhaft frommem Sinn in die Plane der Gottheit eingeht, ist die Duldsamkeit, ja selbst die Achtung für die providentiellen Organe des geistigen Lebens der Menschheit, die ihm am wenigsten

gleichartig und sympathisch sind. Ihr berühmter Mommsen hat vor wenigen Tagen in einem Briefe, der uns einigermaßen betrübt hat, unsre Literatur dem schlammigen Wasser der Seine verglichen und gemeint, man sollte die Welt vor ihr wie vor einem Gifte bewahren. Wie? dieser strenge Gelehrte kennt also unsre burlesken Journale und unser thörichtes kleines Possentheater? Seien Sie versichert, daß hinter der marktschreierischen und elenden Literatur, die bei uns wie überall den Beifall des Haufens hat, es noch ein sehr ausgezeichnetes Frankreich gibt, verschieden von dem Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts, und doch desselben Stammes: für's Erste eine Gruppe von Männern des höchsten Werthes und von vollkommenem Ernste; dann eine ausgewählte Gesellschaft, liebenswürdig und ernsthaft zugleich, fein, tolerant, eine Gesellschaft die alles weiß ohne etwas gelernt zu haben, die das letzte Ergebniß jeder Philosophie instinctmäßig vorausahnt. Hüten Sie sich, dieses Element zu verletzen. Frankreich, ein sehr gemischtes Land, hat das Eigene, daß gewisse germanische Pflanzen darin oft besser als in ihrem heimischen Boden gedeihen; es ließe sich das durch Beispiele aus unsrer Literargeschichte des 12. Jahrhunderts belegen, durch die mittelalterlichen Heldengesänge, die scholastische Philosophie, die gothische Baukunst. Sie scheinen zu glauben, daß durch gewisse radicale Maßregeln die Verbreitung der gesunden germanischen Ideen erleichtert werden würde. Täuschen Sie sich nicht: diese Propaganda wäre dann vielmehr rein

abgeschnitten; das Land würde sich mit Wuth in seine nationalen Bahnen, seine eigenthümlichen Fehler stürzen. „Um so schlimmer für Frankreich!“ werden Ihre Ultras sagen. „Um so schlimmer für die Menschheit!“ werde ich hinzusetzen. Die Unterdrückung oder das Schwinden eines Gliedes setzt den ganzen Körper in Mitleidenschaft.

Die Stunde ist feierlich. Es gibt in Frankreich zwei Strömungen der Meinung. Die einen räsonniren so: „Machen wir diesem verhaßten Handel so rasch wie möglich ein Ende; treten wir alles ab, Elsaß, Lothringen; unterzeichnen wir den Frieden; dann aber Haß auf den Tod, Vorbereitungen ohne Rast, Allianz mit wem es sich trifft, unbegrenzte Nachgiebigkeit gegen alle russischen Anmaßungen; ein einziges Ziel, eine einzige Triebfeder für das Leben: Vertilgungskampf gegen die germanische Race.“ Andre sagen: „Retten wir Frankreichs Integrität, entwickeln wir die constitutionellen Einrichtungen, machen wir unsre Fehler gut, nicht indem wir Rache träumen für einen Krieg, worin wir die ungerechten Angreifer waren, sondern indem wir mit Deutschland und England ein Bündniß schließen, dessen Wirkung sein wird, die Welt auf dem Wege der freien Gesittung weiter zu führen.“ Deutschland wird entscheiden, ob Frankreich diese oder jene Politik erwählen wird; es wird damit zugleich über die Zukunft der Gesittung entscheiden.

Ihre hitzigen Germanisten berufen sich darauf, das Elsaß sei ein deutsches Land, unrechtmäßiger Weise vom deutschen Reiche abgerissen. Bemerken Sie, wie die Na-

1) original: de conduire le monde dans les voies de la civilisation libérale
2) l'avenir de la civilisation

tionalitäten sämmtlich nur gleichsam in Bausch und Bogen miteinander abgefunden sind; fängt man einmal an, in dieser Art über die Ethnographie jedes Gaues zu räsonniren, so öffnet man endlosen Kriegen Thür und Thor. Schöne französisch redende Provinzen bilden keinen Bestandtheil von Frankreich, und das ist sehr vortheilhaft, für Frankreich selbst. Slavische Länder gehören zu Preußen. Diese Unregelmäßigkeiten sind der Civilisation sehr förderlich. Die Vereinigung des Elsasses mit Frankreich z. B. ist eines der Ereignisse, die der Propaganda des Germanismus am meisten Vorschub geleistet haben; das Elsaß ist das Thor, durch welches die Ideen, die Methoden, die Bücher aus Deutschland in der Regel eingehen, um zu uns zu gelangen. Es ist außer Streit, wollte man das elsässische Volk befragen, so würde eine unermeßliche Majorität sich für das Verbleiben bei Frankreich aussprechen. Ist es Deutschlands würdig, sich mit Gewalt eine widersetzliche, erbitterte, vollends seit der Verwüstung Straßburgs unversöhnlich gewordene Provinz anzueignen? Man ist in der That zuweilen betroffen von der Kühnheit Ihrer Staatsmänner. Der König von Preußen scheint im Zuge, sich die Lösung der französischen Frage aufzubürden, Frankreich eine Regierung geben und diese demgemäß auch aufrecht erhalten zu wollen. Kann man muthwilligerweise nach einer solchen Last verlangen? Wie ist es möglich, nicht einzusehen, daß die Consequenz dieser Politik wäre, Frankreich für ewige Zeiten mit 3 bis 400,000 Mann besetzt zu halten? Deutsch-

land will also mit dem Spanien des 16. Jahrhunderts wetteifern? Und seine große und hohe Geistesbildung, was sollte aus ihr bei solchem Spiele werden? Es nehme sich in Acht, daß nicht eines Tags, wenn man die ruhmvollsten Tage der germanischen Race bezeichnen will, man der Periode ihrer Militärherrschaft, die vielleicht durch geistige und sittliche Erniedrigung bezeichnet sein wird, die ersten Jahre unsres Jahrhunderts vorziehe, wo sie, äußerlich besiegt, erniedrigt, der Welt die höchste Offenbarung der Vernunft gab, welche die Menschheit bis dahin gekannt hatte.

Man muß erstaunen, daß einige Ihrer besten Geister dieß nicht einsehen, und besonders, daß sie gegen eine europäische Intervention in diesen Fragen sind. Der Friede kann, so scheint es, nicht direct zwischen Frankreich und Deutschland geschlossen werden; er kann nur das Werk Europa's sein, das den Krieg mißbilligt hat, und wollen muß, daß kein Glied der europäischen Familie allzusehr geschwächt werde. Sie sprechen mit gutem Rechte von Garantien gegen die Wiederkehr ungesunder Gelüste; aber welche Garantie könnte stärker sein, als wenn Europa von neuem die gegenwärtigen Grenzen sanctionirte und jedem Theile untersagte, an eine Verrückung der durch die alten Verträge gesetzten Marksteine zu denken? Jede andere Lösung würde das Thor offen lassen für Rachehandlungen ohne Ende. Wenn Europa dieß thut, so wird es für die Zukunft den Keim der fruchtbarsten Institution gelegt haben, einer Centralautorität, meine ich,

einer Art von Congreß der vereinigten europäischen Staaten, der den Nationen Recht spricht, sich über sie stellt und das Nationalitätsprincip durch das Princip der Föderation regulirt. Bis auf unsere Tage hat diese Centralmacht der europäischen Gemeinschaft sich nur wirksam gezeigt in vorübergehenden Coalitionen gegen das Volk, das auf Universalherrschaft Anspruch machte; es wäre gut, wenn sich eine permanente und präventive Coalition bildete zur Aufrechthaltung der großen gemeinsamen Interessen, die doch zuletzt die der Vernunft und Civilisation sind.

Das Princip der europäischen Föderation kann so eine Grundlage der Vermittlung bilden, ähnlich derjenigen, die im Mittelalter die Kirche bot. Man ist bisweilen versucht, eine verwandte Rolle den demokratischen Tendenzen und der Bedeutung zu leihen, die in unsern Tagen die socialen Probleme gewinnen. Die Bewegung der zeitgenössischen Geschichte besteht darin, daß die patriotischen Fragen auf der einen Seite und die demokratisch-socialen auf der andern sich die Wage halten. Diese letzteren Probleme haben eine Seite der Berechtigung und werden in gewissem Sinne vielleicht die großen Friedensstifter der Zukunft sein. Es ist gewiß, daß die demokratische Partei, ihrer Verirrungen ungeachtet, sich mit Aufgaben beschäftigt, die höher liegen als das Vaterland; die Anhänger dieser Partei reichen sich die Hände über alle Scheidewände der Nationalitäten hinüber und zeigen große Gleichgültigkeit gegen die Fragen des Ehrenpunkts, die vor allen den Adel und die Militärs berühren. Die Tausende von

armen Leuten, die sich jetzt gegenseitig morden für eine Sache, die sie nur halb verstehen, hassen sich nicht, sie haben gemeinsame Bedürfnisse, gemeinsame Interessen. Daß sie dereinst dahin kommen werden, sich zu verständigen und sich die Hände zu reichen trotz ihrer Anführer, das ist ohne Zweifel ein Traum; es läßt sich indeß mehr als ein Weg vorhersehen, auf dem Preußens maßlose Politik derartigen Ideen einen von ihm ungeahnten Vorschub leisten kann. Es ist schwer denkbar, daß diese Wuth einer Handvoll Menschen, der Ueberreste alter Aristokratien, noch lange im Stande sein sollte, Massen friedlicher Bevölkerungen zur Schlachtbank zu führen, die auf dem Standpunkt einer ziemlich vorgerückten demokratischen Denkart angekommen und mehr oder minder mit ökonomischen Ideen (ihnen sind sie heilig) getränkt sind, deren Eigenthümliches eben darin besteht, daß sie gegen die nationalen Rivalitäten gleichgültig machen.

Ach, mein theurer Herr, wie gut hat Jesus gethan, ein Reich Gottes zu gründen, eine Welt, erhaben über Haß, Eifersucht und Stolz, wo der Geachtetste nicht wie in der traurigen Zeit, worin wir leben, derjenige ist, der am meisten Uebles thut, der schlägt, tödtet, beschimpft, der größte Lügner, der Unehrlichste, Ungezogenste, der Mißtrauischste und Treuloseste, der Fruchtbarste an bösen Anschlägen, an teuflischen Ideen ist, am wenigsten Mitleid und Verzeihung kennt, am wenigsten Lebensart hat, der seinen Gegner überrascht und ihm die schlimmsten Streiche spielt; sondern der Sanfteste, der Bescheidenste,

der am meisten aller Dreistigkeit, aller Prahlerei und Härte fern ist, der aller Welt den Vortritt läßt, der sich als den Letzten betrachtet. Der Krieg ist ein Gewebe von Süuden, ein widernatürlicher Zustand, wo man das als schöne Handlung empfiehlt, was man zu jeder andern Zeit als Fehler und Verbrechen meiden heißt; wo es Pflicht ist, sich über das Unglück des Andern zu freuen, wo derjenige, der Gutes für Böses thun, der die evangelische Vorschrift, Unrecht zu verzeihen, sich selbst zu erniedrigen, üben wollte, abgeschmackt und selbst tadelnswerth erscheinen würde. Was den Eintritt in Walhalla eröffnet, verschließt den in das Reich Gottes. Haben Sie bemerkt, daß weder in den acht Seligkeiten, noch in der Bergpredigt, noch sonst im Evangelium, noch in der ganzen urchristlichen Literatur ein Wort sich findet, das die kriegerischen Tugenden unter denjenigen aufführte, die das Himmelreich gewinnen?

Bestehen wir auf diesen großen Friedenslehren, die den Menschen entgehen, die, von ihrem Stolze bethört, durch ihre ewige und so unphilosophische Todesverachtung fortgerissen sind. Niemand hat das Recht, gegen das Unglück seines Vaterlandes gleichgültig zu sein; aber der Philosoph wie der Christ hat immer Gründe, zu leben. Das Reich Gottes kennt weder Sieger noch Besiegte; es besteht in den Freuden des Herzens, des Geistes und der Einbildungskraft, die der Besiegte mehr als der Sieger schmeckt, wenn er sittlich und geistig höher steht. Ihr großer Goethe, Ihr bewunderswerther Fichte, haben sie

uns nicht gelehrt, wie man ein edles und folglich glückliches Leben führen kann mitten in der äußern Erniedrigung seines Vaterlandes? Mir gibt übrigens Eines zu großer Seelenruhe Grund. Im letzten Jahre, bei den Wahlen zum gesetzgebenden Körper, bot ich mich den Wählern an; ich wurde nicht gewählt; aber meine Anschläge finden sich noch an den Mauern der Dörfer des Seine- und Marne-Departements, und darin ist zu lesen: „Keine Revolution, keinen Krieg! Ein Krieg wäre ebenso verderblich wie eine Revolution.“ Um ein ruhiges Gewissen zu haben in Zeiten wie die unsrigen, muß man sich sagen können, daß man das öffentliche Leben so wenig grundsätzlich gemieden als gesucht hat.

Erhalten Sie mir immer Ihre Freundschaft und bleiben meiner aufrichtigen Hochachtung versichert.

Paris 13. Sept. 1870.

Ernst Renan.

III.

Strauß an Renan.

Sie haben, hochgeehrter Herr, meinem Wunsche stattgegeben, Sie haben mein offenes Schreiben an Sie in derselben Form beantwortet, und Sie haben dieß in einer so freundlichen, liebenswürdigen Art gethan, daß ich Ihnen den Dank dafür nicht schuldig bleiben darf. Ihr Antwortschreiben erneuert mir die ermuthigende Ueberzeugung, mit Ihnen auf gleichem Boden zu stehen und, bei aller Abweichung über die Wege, doch demselben Ziele zuzustreben. Redliche Förderung der Menschheit auf der Bahn freier harmonischer Entwicklung ist für uns beide der Leitstern unseres Denkens und Schaffens; wobei jeder, wie billig, zunächst auf seine eigene Nation zu wirken, aber auch die des andern zu verstehen sucht und zu schätzen weiß.

Gar wohlthuend haben mich gleich im Eingang Ihres Schreibens die Worte warmer Anerkennung berührt, die Sie der deutschen Literatur unserer classischen Periode widmen. Und gern und aufrichtig stimme ich dagegen Ihnen zu, wenn Sie von dem Beurtheiler Ihrer Nation verlangen, daß er von den ungesunden Producten einer fri-

volen Tagesliteratur die gehaltvollen Früchte der Arbeit ernster Geister, von dem Frankreich des Tandes und der Mode einen gediegenen Kern, von der schlechten sittenlosen Gesellschaft eine gute, tief und wahrhaft gebildete zu unterscheiden wisse. Es kann nicht geläugnet werden, es ist während der letzten Jahrzehnte von Frankreich, in Form von Romanen und Theaterstücken insbesondere, ein solcher Giftstrom ausgeflossen, daß man dem deutschen Gelehrten, dessen Sie gedenken, sein zürnendes Wort nicht verargen darf. Aber wenn er, um sich dazu veranlaßt zu finden, nicht nöthig hatte nach Paris zu reisen, wenn er alle die Schandstücke, alle die schamlosen Tänze in Berlin selber aufführen sehen konnte, so liegt hierin für uns Deutsche bereits das beschämende Geständniß, daß wir durch willfährige Aufnahme uns zu Mitschuldigen der französischen Verderbniß gemacht haben. Und andrerseits eine Literatur, in der eben während dieser Zeiten des Verfalles so edle und feine Geister wie — um nur Einen, leider verstorbenen, zu nennen — Sainte-Beuve gewirkt haben, die dürfen wir nicht in Bausch und Bogen als eine verderbliche von uns weisen. Nur tiefer gedrungen und weiter verbreitet als französische Patrioten wohl sich selbst gestehen mögen, und als auch wir Deutschen noch vor kurzem vermutheten, ist dort nicht allein in der Literatur, sondern auch im Volke das Verderben; von dieser allgemeinen Fäulniß und Auflösung aller sittlichen Bande haben wir vor dem gegenwärtigen Kriege keine Vorstellung gehabt.

Von Ihrer Einsicht und Billigkeit war es nicht anders zu erwarten, als daß sie uns Deutschen, neben der geistigen und sittlichen Geltung die wir uns unter den Völkern errungen, auch das Recht zugestehen würden, uns verhältnißmäßig politisch geltend zu machen. Sie gönnen diesem „Volke von Denkern" auch bei der Theilung der Erde ein Stück. Daß aber das für jenes lose Aggregat unabhängiger Groß-, Mittel- und Kleinstaaten, das bis 1866 Deutschland hieß, nicht erreichbar, daß dazu die Zusammenfassung der deutschen Stämme und Staaten in einen wirklichen Gesammtstaat erforderlich war, sehen Sie gleichfalls ein. Warum, fragen Sie in der geistvollen Abhandlung über den deutsch-französischen Krieg in der Revue des deux Mondes, warum Deutschland das Recht versagen, dasjenige bei sich zu thun, was wir bei uns gethan, wozu wir Italien geholfen haben? Wenn also und insoweit Frankreich uns deßwegen den Krieg erklärt hat, weil es unsere staatliche Erstarkung nicht dulden wollte, geben Sie ihm entschieden Unrecht.

Aber Sie geben davon nicht dem französischen Volke und geben überhaupt Frankreich nicht die ganze, höchstens die halbe Schuld. Nach Ihnen ist das französische Volk friedlich gesinnt; es braucht und es will Muße, seine reichen Hülfsquellen auszubeuten, seine politischen Einrichtungen im Sinne der Freiheit auszubauen. Ich muß glauben, daß Sie Ihr Volk kennen; aber woher kommt denn der Zauber, welchen der Ruf nach der Rheingränze immer wieder auf dasselbe ausübt? woher die sonderbare

Vorstellung, daß es nicht bloß für Waterloo, das ihm eine Niederlage und den endgültigen Sturz des ersten Kaiserreichs mit seiner Herrlichkeit brachte, sondern auch für Sadowa, wo es keinen Mann und keinen Fußbreit Landes verlor, Genugthuung, Rache zu nehmen habe? Woher anders als daher, daß zu den offenen Wunden Frankreichs nicht bloß, was Sie als solche bezeichnen, der Mangel einer allgemein anerkannten Dynastie, sondern ganz besonders auch diese krankhaft reizbare Eifersucht Deutschland gegenüber gehört. Sie werden selbst gestehen müssen, daß das Verlangen nach der Rheingrenze seit mehr als 50 Jahren jeder Franzose buchstäblich mit der Muttermilch einsaugt; und wie viele sind deren, die sich von einem mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheil durch späteres Nachdenken losmachen? Einer auf Tausend nicht einmal. Wenn Sie also sagen: dieser Krieg ließ sich vermeiden, so erwiedere ich: ja, wenn die Franzosen sich verwandeln ließen. Solange sie die blieben die sie sind, mochten sie eine Republik oder eine Monarchie bilden, unter einem Kaiser oder einem König stehen, es konnte jeden Augenblick der Fall eintreten, daß jene Reizbarkeit erregt wurde, die Regierung dem Druck von unten, dem Drängen einer Partei, dem Geschrei der Presse nicht widerstehen zu können glaubte, und sich zum Kriege fortreißen ließ.

Um so mehr, urtheilen Sie, hätte Deutschland Ursache gehabt, die französische Empfindlichkeit zu schonen; daß Preußen aus übel angebrachtem Stolze verschmäht

habe diese Rücksicht zu nehmen, darin bestehe die Hälfte seiner Schuld an dem Unheil, das über beide Völker gekommen. Für den wenigstens negativen Beistand, welchen Napoleon III. Preußen zu seinem Unternehmen von 1866 geleistet, d. h. dafür, daß er dasselbe nicht verhindert habe, sei ihm Preußen zu Dank verpflichtet gewesen, und diesen Dank hätte es ihm füglich durch Ueberlassung des unbedeutenden Luxemburg abstatten können. Sie selbst gestehen, daß nichts abgemacht, keine Zusage gegeben, auch die Gesinnung des Kaisers noch im Schwanken gewesen, als Preußens Heer ohne sein Zuthun auf dem Schlachtfelde von Königgrätz die Sache entschied. Welche seltsame Großmuth wird Preußen zugemuthet mit dem Verlangen, es hätte, nachdem es durch eigene Kraft den Preis errungen, dem Nachbar, der nichts dazu, nur auch nichts dawider gethan, einen Lohn ausbezahlen sollen, den es nicht versprochen, der andere nicht verdient hatte? Oder wenn je von einem Danke geredet werden soll, gut, so gehörte für eine bloß negative Unterstützung auch nur ein negativer Dank, d. h. daß, wenn Napoleon einmal etwas ähnliches auszuführen Lust empfand, auch Preußen seinerseits ihm nicht in den Weg trat; und wie? dieses Negative hatte ihm ja Preußen zum voraus schon geleistet, indem es der Einverleibung von Savoyen und Nizza in das französische Kaiserreich keinen Widerstand entgegengesetzt hatte. Aber die öffentliche Meinung in Frankreich hätte Preußen schonen, durch Abtretung Luxemburgs der französischen Regierung den Verzicht auf weitere Forderungen erleichtern

sollen. Als ob Preußen nicht auch eine öffentliche Meinung zu schonen gehabt, und als ob ihm die in Deutschland nicht wichtiger hätte sein müssen als die französische! Unsere alten Kaiser hatten sich „allezeit Mehrer des Reichs" genannt; aber es lag vor Augen, daß sie seit 200 Jahren allezeit vielmehr Minderer desselben gewesen waren, eine Provinz nach der andern vom Reiche hatten abkommen lassen. Nun hatte sich der König von Preußen an den Platz dieser alten Kaiser gestellt: durfte er als Minderer des Reichs debütiren? Nachdem er soeben mehrere deutsche Provinzen für sich erobert, durfte er in die verrufenen Spuren der habsburgischen Kaiser dadurch treten, daß er dagegen, wie sie so oft gethan, eine deutsche Provinz, die nicht ihm gehörte, an Frankreich kommen ließ? Sie haben die Vorwürfe nicht so in der Nähe gehört, die damals bei uns auf die bloße Vermuthung hin, daß so etwas geschehen könnte, von Particularisten und Demokraten auf Preußen gehäuft wurden, das sich als Schirmvogt Deutschlands so schlecht bewähre. Im Frühjahr 1866, ehe Preußen seine Kraft erprobt hatte, ließ sich ein Abkommen der Art denken und zur Noth entschuldigen; jetzt, nachdem es dieselbe im Kampf mit Oesterreich gemessen hatte, wäre ein solches Zugeständniß als Mangel an Muth und Redlichkeit zugleich erschienen: gilt ja doch die vermittelnde Auskunft, die damals mit Luxemburg getroffen wurde, noch heute manchen als ein Flecken auf Preußens Schild, auf den sie gelegentlich immer wieder hindeuten.

Ich zweifle, ob dieser Luxemburger Handel, wobei sich

Preußen, nach deutscher Anschauung wenigstens, fast allzu nachgiebig bewiesen hat, die rechte Veranlassung war, um, wie Sie thun, das Hohenzollern'sche Haus vor Uebermuth zu warnen. Aber auch sonst zeigt die Geschichte nicht, daß Uebermuth zu den Erbfehlern dieses Hauses gehöre. Um weiter nicht als in das vorige Jahrhundert zurückzugehen, so haben wir Deutschen den Vater des großen Friedrich, den König mit dem Zopf und der Riesengarde zu Potsdam, als einen Bären in der Vorstellung, den das Kaiserhaus Oesterreich an dem Ringe alten Respects und stets neuer Intriguen, den es ihm durch die Nase gezogen, bei allem Brummen seinerseits, doch lebenslänglich führte; in Friedrich allerdings schwang der preußische Adler sich zu einem Flug empor, dessen Kühnheit alle Welt bewunderte; aber mit dem Tode des großen Königs sank er flügellahm zu Boden. Bald kamen die Zeiten, wo der Adler des neuen französischen Kaiserreichs den preußischen in den Käfig sperrte; dieser gebrauchte Krallen und Schnabel sich loszuringen, es war ein großer Augenblick: aber, du lieber Himmel, es sind nicht bloß die älteren unter uns die es noch mit angesehen haben, wie demüthig mehr als ein Menschenalter hindurch der einhalsige preußische Adler im Dienste der beiden Doppeladler Mäuse (Demagogen und Revolutionäre) fing! Kaum sind es zehn Jahre, daß er sich wieder erinnert hat, was für ein Vogel er eigentlich ist, und allerdings hat er in der kurzen Zeit bereits zwei Flüge gemacht, die der Welt noch mehr als jene frühern zum Erstaunen und fast zum

Schrecken gereichen. Aber im Gegentheil, Mäßigung, nicht Uebermuth, ist Hohenzollern'sche Tradition. Schlesien wollte Friedrich von Oesterreich haben, aber weiter nichts; und so wird man auch finden, daß Wilhelm I. seine Ansprüche an Frankreich ebenso bestimmt begrenzt hat als er sie durchführen wird.

Doch nicht bloß das preußische Königshaus, auch Volk und Staat in Preußen geben Ihnen zu allerlei Bedenken Anlaß. Sie und Ihre Gesinnungsgenossen, berichten Sie, haben sich im Jahr 1866 der preußischen Erfolge gefreut, doch in der Voraussetzung, daß sofort Preußen in Deutschland aufgehen, an die Stelle des engen steifen preußischen Wesens das deutsche mit seiner Weite und Fülle treten werde. Da Sie jetzt schon über Enttäuschung klagen, so hatten Sie also jene Umwandlung während der Frist von vier Jahren erwartet. Das will mir fast etwas zu kurz gemessen scheinen. So schnell geht es mit einer solchen Umgestaltung doch wohl nicht, zumal ja gerade diejenigen Länder, die dabei das meiste hätten wirken müssen, die süddeutschen, bis heute noch nicht in nähere Verbindung mit Preußen getreten sind. Gewiß, auch wir wünschen das Aufgehen Preußens in Deutschland; aber es geht uns damit wie jenem Kirchenvater mit dem Geschenk der Keuschheit, wir wünschen es doch noch nicht so geschwind. Wir übrigen Deutschen können die Einwirkung des unvermischten preußischen Wesens noch eine geraume Zeit gar wohl brauchen, wir haben von Preußen als solchem noch viel zu lernen. Ich bin ein

Süddeutscher, wie Sie wissen, kann also hier keiner Parteilichkeit verdächtig sein. Ich will aber auch nach der andern Seite hin ganz offen sprechen. Liebenswürdig ist auch uns, ich meine auch den preußisch gesinnten Süddeutschen, das specifisch preußische Wesen nicht. Dieses Absprechen, dieses Besserwissen, diese Meinung, weil sie das Wort viel früher finden als wir, so seien sie uns auch im Denken unendlich voraus, sind für uns beleidigend. Wir glauben, was Denkkraft betrifft, ihnen nicht nachzustehen, an Gemüth und Einbildungskraft sie sogar zu übertreffen. Aber Eines muß der Süddeutsche, der nicht in seiner Eigenart befangen ist, dem Norddeutschen, dem Preußen insbesondere, lassen: als „politisches Thier" ist er dem Süddeutschen überlegen. Er verdankt dieß theils der Natur seines Landes, das, kärglich ausgestattet, mehr zur Arbeit treibt, als zum Genuß einlädt; theils seiner Geschichte, der Zucht und Schulung unter harten aber tüchtigen Fürsten, der allgemeinen Wehrpflicht vor allem, dem Palladium des preußischen und hoffentlich nun des gesammten deutschen Staats, das aber bis auf die neueste Zeit dem übrigen, besonders dem südlichen Deutschland fehlte. Dieses Institut macht den Staat und die Pflicht gegen denselben in allen Schichten der Bevölkerung gleichsam allgegenwärtig; mit jedem Sohne der heranwächst, jedes Jahr, wenn die Zeit der Uebungen kommt, wird jede Familie aufs unmittelbarste und lebendigste an den Staat, aber mit der Pflicht gegen denselben auch an dessen Ruhm und Stärke, an die Ehre ihm anzugehören erinnert.

Glauben Sie mir, mit den so geschulten Preußen verglichen, sind wir Süddeutschen doch nur, wenn Sie mir den niedrigen Ausdruck nachsehen wollen, gemüthliche Bummler. Mit unserer Gefühlswärme und Treuherzigkeit geht eine gewisse Bequemlichkeit, Lässigkeit und Weichlichkeit Hand in Hand. Wir leben so gerne nur nach Herzenslust; während in Preußen, möchte man sagen, der kategorische Imperativ seines großen Philosophen als staatliches Pflichtgefühl das ganze Volk durchdringt. Wie leicht hier selbst der Vorzug zum Fehler wird, können wir am besten an uns Württembergern erkennen. Die ständische Verfassung dieses kleinen Landes, „das alte gute Recht,“ von dem noch Uhland sang, war Jahrhunderte lang der Hort, wodurch es, trotz allerlei despotischer Eingriffe, doch seine Zustände immer in leidlicher Ordnung erhielt; während ein trefflicher Jugendunterricht in hohen wie niedern Schulen die Durchschnittsbildung hob und dem Volke das Bewußtsein dessen gab, was es an seiner Verfassung und Verwaltung hatte. Das hat nun aber andrerseits einen Geist der Selbstzufriedenheit, des beschränkten Behagens in den kleinen Verhältnissen groß gezogen, der einer Ausdehnung des politischen Gesichtskreises äußerst hinderlich geworden ist. Dem echten und gerechten Württemberger war sein Ländchen die Heimath alles Richtigen, Soliden und Gediegenen; über der Grenze fing für ihn alsbald theils Unverstand theils Schwindel an, und das preußische Wesen insbesondere lebte bis auf die neueste Zeit nur als Zerrbild in seiner Vorstellung. So ist es

gekommen, daß ein übrigens höchst begabter und tüchtiger deutscher Stamm oder Stammestheil doch in politischer Hinsicht während der letzten Jahre sich als den zurückgebliebensten gezeigt hat.

Schon der Krieg von 1866 übrigens mit seinen Erfolgen gab unsern Süddeutschen viel zu denken: der jetzige Krieg, so steht zu hoffen, wird die Berichtigung ihrer Vorstellungen vollenden. Sie müssen einsehen, daß, wenn sie auch diesem Kampf ihre Arme geliehen haben, doch Preußen den Kopf dazu hergegeben hat. Ohne den preußischen Kriegsplan der sie leitete, ohne die preußische Heereseinrichtung der sie sich anschließen konnten, würden sie, das müssen sie fühlen, mit all ihrem guten Willen, all ihrer Stärke und Mannhaftigkeit, doch nichts gegen die Franzosen ausgerichtet haben. Und nicht an Muth und Tapferkeit, wohl aber an Zucht und Pünktlichkeit — das kann ihnen gleichfalls während dieses Krieges nicht entgangen sein — haben sie noch viel zu thun wenn sie den Preußen nachkommen wollen. Ein größerer Staat, ausschließlich aus süddeutschen Elementen gebildet, würde wohl einen wohlgenährten und vollsaftigen, aber auch einen schwammigen und unbehülflichen Körper geben; wie ausschließlich norddeutsche Bestandtheile zwar einen festen und behenden, aber doch wohl zu magern und trockenen: zu unserem künftigen deutschen Staate wird Preußen das starke Knochengerüste und die straffen Muskeln hergeben, die das südliche Deutschland mit Fleisch und Blut ausfüllen und ausrunden mag. Und nun glaube man noch,

daß ein Theil den andern ohne Schaden entbehren könne; nun zweifle man noch, daß beide bestimmt seien, erst mit und durch einander zum vollkommenen Staats- und Volkskörper zu gedeihen! „Herb ist des Lebens innerster Kern,“ hat gerade unser süddeutscher Dichter gesungen. An dem Stamme, der den Kern eines großen lebensfähigen Staates bilden soll, ist das Herbe kein Fehler.

Sie entschuldigen diese Abschweifung, hochgeehrter Herr, die allerdings mehr an die Adresse meiner lieben Landsleute als an die Ihrige gerichtet ist; sie war aber veranlaßt durch Ihr Bedauern, von einem Aufgehen Preußens in Deutschland noch so wenig bemerken zu können. Meine Meinung ist, daß es damit keine Eile hat, daß dasselbe aber, soweit es wünschenswerth, seiner Zeit sicher erfolgen wird. Auch Sie, finde ich, geben diese Hoffnung nicht auf; ja Preußens ganze Obmacht in Deutschland erscheint Ihnen schon darum nur als etwas vorübergehendes, weil sie Ihnen zufolge bloße Rückwirkung der Furcht vor Frankreich ist. Unter die Fittige des preußischen Adlers ducken sich die deutschen Küchlein nur darum so willig, weil sie da Schutz vor dem gallischen Hahn mit seinem ewigen Scharren und Krähen zu finden glauben. Höre dieser auf zu drohen — und dazu hoffen Sie ihn zu überreden —, so werden sie sich schon wieder hervormachen; mit der Gefahr, lesen wir in dem Aufsatz in der Revue, werde auch die Einheit verschwinden, und Deutschland zu seinen natürlichen Instincten, der Uneinigkeit und dem Particularismus, zurückkehren. „Die feinen Bevölkerungen von

Sachsen und Schwaben (danke im Namen der Schwaben schönstens für das uns selten gespendete Eigenschaftswort) werden es satt bekommen, meinen Sie, sich in die preußischen Regimenter stecken zu lassen; das südliche Deutschland insbesondere werde seine frohe und freie, heitere und harmonische Lebensweise wieder annehmen."

Das letztere geht auf das preußische Muckerthum, und hier ist nun begreiflich wieder ein Punkt, wo Sie sich meiner und meiner Gesinnungsgenossen voller Zustimmung versichert halten dürfen. Was Sie in dem oftgenannten Aufsatz von dem olympischen Spotte sagen, den Goethe, in das jetzige Berlin versetzt, über diese „frommen Krieger und gottesfürchtigen Generale" ausgießen würde, ist allerliebst. Ein Cultusministerium Mühler in einem Staate, der sich so gerne den Staat der Intelligenz nennen hört, fordert freilich den Hohn heraus. Im vorigen Jahrhundert wurden doch erst nach dem Tode des Heldenkönigs die Wöllner und Bischofswerder möglich: jetzt in der Umgebung des Fürsten, der mit so glänzendem Erfolge Friedrichs Schwert gezogen, zugleich die Betbrüder Friedrich Wilhelms II. zu sehen, ist ein seltsamer Anblick; obwohl, soweit es nicht zur Clique wird oder der Heuchelei Vorschub thut, auch hier das Wort in Kraft bleibt, daß es jedem freistehen muß, nach seiner Façon selig zu werden. Es wird vorübergehen, hoffen wir, wie noch ein anderes vorübergehen wird das Sie rügen, die Junkerherrschaft im preußischen Staate. Wir werden es zwar dem deutschen Adel nie vergessen, daß er uns einen Bismarck und Moltke,

wie früher einen Stein und Gneisenau, gegeben hat; und die prinzlichen und adeligen Heerführer in dem gegenwärtigen Kriege machen ihre Sache so vortrefflich, daß Bürgerliche an ihrer Stelle es auf keinen Fall besser könnten; während auf französischer Seite der in den Tornister jedes Gemeinen gelegte Marschallsstab die berufenen Wunder dießmal hat vermissen lassen. Das hindert jedoch nicht, daß uns die an Ausschließung grenzende Schwierigkeit, die es im preußischen Staate für den Bürgerlichen hat, zu den höheren Stellen in der Verwaltung und besonders im Heere sich emporzuschwingen, als ein Mangel, als ein Rest alter Vorurtheile erscheint, und daß wir für den neu zu begründenden deutschen Staat volle Freiheit der Concurrenz ohne Standesunterschied verlangen. Und wir hoffen damit um so gewisser durchzudringen, je weniger, wie Sie es anzusehen scheinen, das preußische Heerwesen einen adeligen Officierstand zur Voraussetzung hat. Es ist keineswegs der Junker, den der preußische Soldat in seinem Officier respectirt, sondern der Vorgesetzte, weiterhin die Ordnung des Dienstes und das Gesetz des Staats; das preußische Militärsystem, das Vornehm und Gering, Reich und Arm, unter die gleichen Fahnen stellt, der gleichen Ordnung unterwirft, zu den gleichen Opfern heranzieht (Opfer die übrigens auch in diesem Kriege der Adel im schönsten Wetteifer mit dem Bürger- und Bauernstande gebracht hat), ist eine im besten und gesündesten Sinne demokratische Institution.

Um so schlimmer wäre es, wenn, wozu Sie die Aus-

sicht eröffnen, die übrigen, besonders die südlichen Deutschen es jemals satt bekommen würden, sich dem preußischen Heerwesen anzuschließen. Nein, gestatten Sie mir es zu sagen, so gering denke ich von meinen süddeutschen Brüdern, so trüb von der deutschen Zukunft nicht. Sie glauben uns etwas gutes zu wünschen oder vorherzusagen, und wundern sich, daß wir das Wohlgemeinte zurückweisen. Aber wir sehen nichts anderes darin als den Wunsch jenes Römers, eines edeln hochherzigen Mannes ohne Zweifel, und der nichts dafür konnte daß er eben doch Römer war und blieb: das Wort des Tacitus meine ich, wo er die Götter bittet, unter den jugendfrischen germanischen Stämmen zum Besten des alternden Roms die Zwietracht erhalten zu wollen. Nein, wenn erst unsere Heere sieggekrönt über den Rhein in ihre heimathlichen Gaue zurückkehren, wenn sie so manchen nicht mehr mit heimbringen werden, der froh und frisch mit ihnen ausgezogen war: dann werden sie uns als den besten und nicht zu theuer erkauften Siegespreis die Unmöglichkeit zurückbringen, daß, die jetzt in so vielen Schlachten sich zur Seite gestanden, für dieselbe Sache gegen denselben Feind gekämpft und geblutet haben, jemals wieder sich sollten feindlich gegenüberstehen, ja nur jemals wieder von einander lassen können. Das Blut seiner Söhne aus Nord und Süd wird Deutschlands Einheit für alle Zukunft gekittet haben; denn auch in diesem Sinn ist es ein wahres Wort: „Blut ist ein ganz besondrer Saft.“

Allerdings, hochgeehrter Herr, rechnen wir auch noch auf einen unmittelbareren Siegespreis; hat doch der Krieg, wenn er einmal über die Nothwehr hinaus ist, in der Regel den Zweck, dem Feind etwas abzugewinnen. Sie denken an Land, und daran wollen Sie nicht daß wir Deutschen denken sollen. Zunächst denken wir auch nicht daran, sondern nur an unsere Sicherheit, und glauben Sie mir, wenn Sie im Stande wären, uns von Seiten Ihrer Landsleute dieser Sicherheit zu versichern, so möchten wir wegen des Landes wohl mit uns reden lassen. Aber eben damit hat es gute Wege: das fühlen Sie selbst, und so fühlt man es auch Ihrer Rede an. Sie steigern hier ein wenig, will mir scheinen. Darunter verstehe ich nicht die bewegten Worte, womit Sie für die Unentbehrlichkeit Frankreichs im Chor der europäischen Culturvölker eintreten. Frankreich die lebendige Protestation gegen Pedantismus, Dogmatismus und Rigorismus — das ist ein Wort, welches ich von ganzem Herzen unterschreibe. Gewiß, diese Saite an der Leier der Menschheit könnte nicht gesprengt werden ohne deren Vollstimmigkeit zu schmälern. Aber einer Chorstimme piano zurufen, heißt noch lange nicht sie verstummen machen. Und daß Frankreich durch seine grellen Trompetenklänge unsere europäische Harmonie doch mitunter auch arg gestört hat, werden Sie selbst nicht in Abrede ziehen wollen. Sie versichern, die Wegnahme von Elsaß und Lothringen käme einer Vernichtung Frankreichs gleich. Da traue ich dem französischen Staats- und Volkskörper doch eine zähere Lebenskraft zu. Und

um so mehr muß ich mich über solchen Mangel an Vertrauen auf die französische Nationalität bei Ihnen wundern, wenn ich erwäge, daß es ja nur wesentlich deutsche Provinzen sind, deren Lostrennung Sie bedroht. Frankreich soll nicht mehr bestehen können, wenn man ihm seine deutschen Provinzen nimmt; sein Körper soll sich nicht mehr erhalten können, wenn ihm der Zufluß deutschen Blutes abgeschnitten ist: ich möchte dieses Zugeständniß nicht gemacht haben, wenn ich ein Franzose wäre. Deutschland seinerseits hat fortbestanden, und hat sich von seiner damaligen Schwäche erholt, auch nachdem ihm jene Länder genommen waren, und doch waren es deutsche Länder, Stücke von seinem eigenen Leibe losgerissen: und Frankreich sollte die Abtrennung von Ländern nicht überstehen können, die, ursprünglich nicht zu ihm gehörig, nur nachträglich und oberflächlich mit ihm in Verbindung gesetzt worden sind? Es ist in die Seele Ihres eigenen Nationalstolzes hinein daß ich dem widersprechen muß. Freilich, was Sie von dem Volke das sein Programm erfüllt, das Alter der Illusionen hinter sich hat (so seltsam letzteres auch auf das illusionslustige Frankreich passen mag) im Verhältniß zu dem andern Volke sagen, das noch im frischen Feuer seiner Entwicklung begriffen ist, klingt ahnungsvoll an die Rede von dem Niedergang der lateinischen Race an, die jetzt unter der germanischen umgeht; wenn es aber an dem wäre, wenn insbesondere Frankreich, was ich mir nicht denken kann, zu Grunde gehen sollte, so trügen wenigstens nicht wir, sondern lediglich

Frankreich selbst die Schuld. Ein Volk, das sich erhalten will, darf nicht über dem Jagen nach Glanz und Genuß seinen sittlichen Kern verfaulen lassen; und das französische könnte nur dabei gewinnen, wenn es durch unser Einschreiten veranlaßt würde, statt mit Turkoshorden an der Spitze der Civilisation durch Europa zu marschiren, lieber daheim seine Schulen zu verbessern.

Ebensowenig können wir Deutschen uns einem andern Dilemma ergeben das Sie uns stellen. Wir haben die Wahl, sagen Sie, uns Frankreich entweder durch Verstümmelung zum unversöhnlichen Feinde zu machen, und dadurch einer unabsehbaren Reihe der verderblichsten Kriege Thür und Thor zu öffnen; oder durch eine schonende Behandlung es zu versöhnen und zum gedeihlichsten Bunde für gemeinsame Förderung der Freiheit und Gesittung einzuladen. Es ist ein ganz hübsches Bild, wie Sie (in der Revue) uns für den letztern Fall Frankreich malen: „besiegt, aber stolz in seiner Integrität, einzig der Erinnerung an seine Fehler und der Entwirrnng seiner innern Zustände hingegeben.“ Sie müssen uns schon entschuldigen, aber die Gallia als Büßende uns zu denken, ist eine Vorstellung, die wir ohne Lächeln nicht vollziehen können. Ja, sie wird sich ihrer Fehler, ihrer Niederlagen erinnern, d. h. sie wird Rache kochen für diejenigen, die ihr diese beigebracht haben. Das aber wird sie thun, ob wir ihr dazu auch noch Land abnehmen oder nicht. Ein Volk das für Sadowa, also für eine ihm ganz fremde Niederlage, Genugthuung haben wollte, wird für Wörth und

Metz, für Sedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn wir ihm auch weiter nichts zu leide thun als daß wir es so oft geschlagen haben. Wir verbessern also unsere Lage für die Zukunft im mindesten nicht, wenn wir es schonen, im Gegentheil wir verschlechtern sie. Da wir von seinem guten Willen unter keinen Umständen etwas zu erwarten haben, müssen wir darauf bedacht sein, daß sein übler Wille uns fortan nicht mehr schaden kann. Wie das zu machen? — nun, sehen Sie nur die Landkarte an. Mit dem Winkel hier, der zwischen Basel und Luxemburg in das deutsche Gebiet einspringt, ist es ein- für allemal nicht richtig. Man sieht gleich: das ist keine Grenze die sich natürlich gemacht hat; hier ist einmal Gewalt geschehen. Hier hat der Nachbar sich ein Thor in unser Haus gebrochen: dieses Thor müssen wir ihm vermauern. Hier hat der Feind einen Fuß auf unser Land gesetzt: wir werden ihn veranlassen diesen Fuß zurückzuziehen. Sie fragen wohl, welches Volk sich nicht, genau genommen, über seine Grenzen zu beklagen hätte. Aber welches Volk, frage ich, wird diese Grenzen nicht berichtigen, wenn ihm der Nachbar einmal die Waffen in die Hand gedrückt hat, und es über dieselben siegreich bis ins Herz des feindlichen Landes vorgedrungen ist? Die Festungen, die Frankreich bisher benützt hat, um von ihnen aus in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen, nicht um mittelst ihrer künftig das seinige anzugreifen, sondern das unsrige sicherzustellen. In dieser Absicht sind bei uns jetzt Volk und

Regierungen einverstanden; während wir sämmtliche Nachbarvölker als Zeugen dafür aufrufen können, daß es unsere Art niemals gewesen (die es der Natur unseres jetzigen Heerwesens zufolge künftig noch weniger sein kann), die Friedensstörer zu machen, wenn man uns in Ruhe läßt.

Daß Elsaß und Lothringen einmal zum deutschen Reiche gehört haben, daß überdieß im Elsaß und einem Theil von Lothringen die deutsche Sprache, trotz aller französischen Bemühungen sie zu unterdrücken, noch immer die Muttersprache ist, war für uns nicht Veranlassung, Anspruch auf diese Länder zu erheben. Wir dachten nicht daran, sie von einem friedlichen Nachbar wiederzufordern. Nachdem er aber den Frieden gebrochen und die Absicht kundgegeben hat, unsere Rheinlande, die er einmal mit höchstem Unrecht ein paar Jahre besessen, abermals an sich zu reißen, jetzt müßten wir die größten Thoren sein, wenn wir, als die Sieger, was unser war und was zu unserer Sicherung nöthig ist (doch auch nicht weiter als dazu nöthig ist), nicht wieder an uns nehmen wollten. Sie kehren das vae victis zum vae victoribus gegen die ihren Sieg mißbrauchenden Sieger um: damit hat es, wie gesagt, keine Gefahr; aber auch den Spott und die Reue werden wir uns zu ersparen wissen, die den Sieger, der seinen Sieg zu benützen versäumte, heimzusuchen pflegen. Daß es uns in nicht allzu langer Zeit gelingen werde, in diesen Landstrichen das alte halb erstickte Deutschthum neu zu beleben, und selbst die wirklich französischen

Landestheile, die wir mitzunehmen uns genöthigt sehen möchten, uns freundlich zuzuwenden, das werden Sie von Ihrem Standpunkt aus natürlich nicht für möglich halten, aber doch uns gestatten, daß wir es hoffen und uns zur Aufgabe machen. Wir sind überzeugt, daß wir den Bewohnern dieser Landstriche in dem neubegründeten Deutschland Güter zu bieten haben werden, die Frankreich ihnen bis jetzt nicht geboten hat; während eben durch die neue Wendung der deutschen Dinge manche Uebelstände beseitigt sind, die sie in früheren Zeiten von dem Anschluß an Deutschland abgeschreckt haben würden. Daß sich der Elsäßer erniedrigt gefühlt hätte, statt dem Großstaate Frankreich einem deutschen Klein- oder Mittelstaate anzugehören, begreifen wir; aber davon ist auch jetzt nicht mehr die Rede. Nicht einmal so, daß er ja, selbst wenn er Baden oder Bayern zugetheilt würde, doch an dem deutschen Gesammtstaat und seiner Vertretung Antheil bekäme; sondern alle Stimmführer in Deutschland begegnen sich jetzt in der Ansicht, daß es nur Preußen sein könne, das die eroberten Lande an sich zu nehmen habe. Ist es der Schutz des südwestlichen Deutschlands gegen Frankreich, der durch eine Annexion dieser Landstriche bezweckt wird, so kann diesen Schutz nur die Centralmacht selbst in ausreichendem Maße gewähren; wie nur dieser Großstaat im Stande ist, die zunächst fremdartigen und widerstrebenden Elemente ohne Störung seines Organismus in sich aufzunehmen.

Sie wundern sich, wie es doch komme, daß auch die

einsichtsvolleren unter den Deutschen sich nicht dazu verstehen wollen, unser jetziges Zerwürfniß mit Frankreich durch Vermittelung der neutralen Mächte, durch einen Congreß schlichten zu lassen, aus dem weiterhin ein bleibendes europäisches Schiedsgericht werden könnte. Das kommt zunächst so, daß wir bei dem letzten Schiedsgerichte dieser Art, das uns mit Frankreich ins Gleiche setzen sollte, dem Wiener Congreß, allzu schlecht gefahren sind. Fast niemals sind ja auch die sogenannten neutralen Mächte (damals waren es übrigens sogar unsere Bundesgenossen) wirklich ganz unbetheiligt und unbefangen bei einer solchen Angelegenheit: Neid und Furcht, Verbindungen und Verwendungen üben mancherlei Einfluß, wie es insbesondere damals geschah, daß durch derartige Einwirkungen uns Deutschen der Preis unserer Siege verkümmert, daß namentlich Preußen in jene unerträglichen Grenzen eingeschlossen wurde, die allein schon sein Hervorbrechen im Jahre 1866 rechtfertigen könnten. Aber den dringendsten Grund, von einem solchen Schiedsgerichte nichts wissen zu wollen, geben Sie selbst uns an die Hand. Dasselbe sollte, sagen Sie in Ihrem Briefe, sowohl Frankreich als Deutschland verbieten, die durch die alten Verträge zwischen beiden festgesetzten Grenzen zu verrücken. Da Sie auch von den „gegenwärtigen Grenzen" reden, so möchte man an die Verträge von 1815 denken. Aber — in dem Aufsatz in der Revue kommt es an den Tag, daß vielmehr die Verträge von 1814 verstanden sind. Also sollten wir Saarlouis und Landau mit ihren Gebieten, die wir erst

1815 in Besitz genommen, wieder verlieren. Das sollte Frankreichs Buße für den frevlentlich begonnenen Krieg, das der Preis unserer glorreichen aber blutigen Siege sein, daß wir gar noch ein Stück Land herausgeben, an den besiegten Angreifer herausgeben müßten! Nein, wenn selbst ein so billig denkender Mann wie Ernst Renan dem von ihm befürworteten Schiedsgericht einen solchen Vorschlag unterlegen kann, so sind wir vollauf gerechtfertigt, wenn wir darauf bestehen, wie wir den Krieg allein geführt, so auch die Friedensbedingungen ausschließlich selbst zu dictiren.

Allerdings, um einen Vorschlag dieser Art dem siegreichen Deutschland annehmlich zu machen, bedürfte es übernatürlicher Beweggründe, und es ist insofern ganz in der Ordnung, daß Sie uns am Schluß Ihres Schreibens die Seligpreisungen in der Bergpredigt, insbesondere die der Friedfertigen, zu Gemüthe führen. Wer verehrt nicht nach Gebühr die ideale Hoheit dieser evangelischen Paradoxen; aber wer hat sich nicht längst mit ihnen auf den Fuß gesetzt, sie, wie am Ende bei jedem geistreichen Worte nöthig ist, cum grano salis zu verstehen? Vor dem Spruche: „So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar," haben wir gewiß alle Hochachtung; aber wer möchte einen Sohn haben, der sich wörtlich nach diesem Spruche behandeln ließe? oder wer einen Schwiegersohn, der nach dem andern Spruche der Bergrede: „Sorget nicht für den andern Morgen u. s. w." seine Wirthschaft einrichtete? Die katholische Kirche hat sich diesen Sprüchen gegenüber mit der

Unterscheidung von Geboten für alle und Rathschlägen für die nach Vollkommenheit Strebenden zu helfen gewußt; tiefer hat die protestantische die Keuschheit in die Ehe, die Armuth in den Besitz, den Frieden in den Krieg hereinzuziehen gewußt; damit werden auch wir uns beruhigen können. Wenn allerdings, wie Sie bemerken, weder irgendwo im Evangelium noch weiterhin in der urchristlichen Literatur ein Ausspruch sich findet, der die kriegerischen Tugenden für himmelsfähig erklärt, so hat sich dagegen nie und nirgends ein christlicher Staat, so wenig wie ein heidnischer, gefunden, noch hätte einer bestehen können, der jene Tugenden nicht zu schätzen gewußt hätte. Sie sagen dem Kriege viel schlimmes nach; ich hätte wohl Lust demselben, ohne Ihnen zu widersprechen, viel gutes nachzusagen; dann hätten wir vielleicht beide zusammen die Wahrheit erschöpft. Verderblich für die Sittlichkeit und weiterhin auch den Bestand der Staaten und Völker sind allerdings von jeher die Raub- und Eroberungskriege gewesen, von den asiatischen der Römer an bis auf die Ihres ersten Napoleon. Dagegen haben solche Kriege, welche die Völker zur Abwehr fremder Einfälle, zur Wahrung ihrer bedrohten Unabhängigkeit unternahmen, neben allem Elend, das auch sie in reichem Maße mit sich führten, doch regelmäßig einen Aufschwung des nationalen Lebens zur Folge gehabt, von den Perserkriegern der Griechen an bis zu unseren deutschen Befreiungskriegen und bis zu dem jetzigen, von dem wir für unsere inneren Angelegenheiten das Beste zu hoffen schon heute berechtigt sind.

Uebrigens ist es eigen, und beweist einen merkwürdigen Umschwung der Dinge, daß ein Franzose uns Deutschen den Frieden predigt. Ein Mitglied des Volkes, das seit Jahrhunderten die europäische Kriegsfackel in Händen hielt, dem Nachbar, der immer nur zu thun gehabt hat, die Brände zu löschen, die der andere in seine Städte geworfen, an seine Saaten gelegt hatte. Was mußte geschehen, wie viel sich ändern, bis es dahin kam! Der Franzose hat den Deutschen so lange mißhandelt, so unaufhörlich bedroht, bis dieser endlich, um sich Ruhe zu schaffen, sich entschloß, seine Sichel zum Schwert umzuschmieden. Und mit diesem Schwert hat nun der Deutsche dem Franzosen so gründlich zugesetzt, daß dieser anfängt, ihm die Segnungen der Sichel anzupreisen. Bei uns bedarf es dieses Preisens nicht; wir wären am liebsten bei der Sichel geblieben. Als Milo in der Verbannung die Vertheidigungsrede Cicero's zu lesen bekam, die dieser erst nachträglich zu dem berühmten Kunstwerk ausgearbeitet hatte, soll er gesagt haben: „Hättest du so gesprochen, o Marcus Tullius, so würde ich jetzt nicht in Massilia diese leckeren Fische essen.“ Ganz ähnlich könnten jetzt unsere in Frankreich eingerückten Söhne reden, gesetzt es fiele ihnen am Wachtfeuer das Blatt mit Ihrem Sendschreiben in die Hand. Hättest du so zu deinen Franzosen gesprochen, o Ernst Renan, könnten sie sagen, und, was die Hauptsache ist, sie zu deinen friedlichen Gesinnungen bekehrt, so würden wir nicht hoffentlich demnächst in Paris diese köstlichen französischen Weine trinken. Aber die

Weine mögen ihnen noch so gut schmecken, die guten Jungen wären doch lieber daheim geblieben. Sie fürchten, hochgeehrter Herr, die Deutschen möchten nach solchen Anfängen am Kriegerleben Geschmack finden, und bedrohen uns mit einem eisernen Zeitalter für diesen Fall. Die beste Warnung, wenn es für uns einer solchen bedürfte, läge immer in einem Blick auf Ihre Nation und die Folgen, die eine tiefgewurzelte Kriegs- und Raublust für dieselbe gehabt hat. Wir Deutschen werden das Schwert, das wir nur nothgedrungen ergriffen haben, zwar nicht eher aus der Hand legen, als bis der Zweck dieses Krieges erreicht ist; aber seien Sie sicher, wir werden es auch keinen Tag länger in der Hand behalten.

Ach, wir haben ja nachher, wenn der Friede geschlossen ist, noch so vieles daheim zu thun, und diese häusliche Aufgabe erscheint uns geradezu als die Hauptsache, der Sieg über die innern Schwierigkeiten noch wichtiger als der über den äußern Feind. Ja, es ist nicht ohne eine gewisse Bangigkeit daß wir an diese innere Aufgabe denken. Die des Kriegs haben wir schon öfter gut gelöst, die des Friedens immer nur mittelmäßig. Von 1814 und 15 ist es sprüchwörtlich unter uns, daß die Federn der Diplomaten verdorben haben, was die Schwerter unserer Krieger gut gemacht hatten; das Jahr 1866 hat uns statt eines ganzen nur ein halbes Deutschland gebracht. Und nun 1870? Ueber den Rhein sind wir siegreich vorgedrungen, haben sein linkes Ufer uns vollends ganz erobert: und der Main sollte uns eine Grenze, sein

linkes Ufer auch ferner außerhalb des deutschen Staates bleiben? Wir können es nicht denken, wir würden denjenigen, und wäre es der Höchstgestellte, für unwerth des deutschen Namens achten, der im Stande wäre, aus Vorurtheil und Eigensinn, oder aus Selbstsucht und Ehrgeiz, den Eintritt der noch abgetrennten deutschen Stämme in den deutschen Gesammtstaat zu verzögern. Einsteigen! Einsteigen! ruft's, wenn der Zug der Eisenbahn im Abfahren begriffen ist, und einzelne Passagiere auf dem Perron noch zögernd und wählerisch hin- und hertrippeln. Nur eingetreten, eingetreten in den deutschen Staat! so ruft jetzt die Geschichte; der Augenblick ist da, die Fluth geht hoch, nicht noch einmal gewartet bis die Ebbe euer Schiff auf den Sand setzt. Nur jetzt nicht lange gemarktet, nicht viele Bedingungen gemacht; daß wir uns alle, alle einigen, ist die Hauptsache, das weitere, soweit es gut ist, wird sich finden. Und wenn Zureden nicht hilft, so können wir auch drohen. Ihr habt jetzt mitgeholfen, ihr süddeutschen Staaten, Frankreich zu demüthigen, ihm schöne Länderstrecken abzunehmen. Daß es euch das gedenken, daß es gelegentlich Rache an euch zu nehmen suchen wird, dürfet ihr als gewiß betrachten. Wie wollet ihr ihm aber widerstehen, wenn ihr euch nicht fest und ganz mit euren norddeutschen Brüdern zusammenschließet? Fest und ganz, d. h. nicht bloß durch gebrechliche einzelne Verträge, wo es jedesmal noch auf den guten Willen ankommt ob man sie halten will; sondern durch völligen, rückhaltlosen Eintritt in den einigen deutschen Bundesstaat.

Sehen Sie, hochgeehrter Herr, an diesen Fragen hängt eigentlich unser Herz; wir sind bereits, aus Frankreich zurück, wieder in Berlin, und so sehr wir uns auch der Kunde freuen werden, daß unsre Krieger in Paris eingezogen seien, vollkommen wird unsere Freude erst dann sein, wenn die Abgeordneten der Bayern und Schwaben, der Pfälzer und der Hessen im Saale des deutschen Reichstags ihren friedlichen Eintritt halten. Wenn wir hoffentlich bald dieses Ziel erreichen, und wenn dann die Franzosen ihre inneren Angelegenheiten eben so wohl bestellen, wenn sie aus diesem Kriege sich die Lehren ziehen, die so unverkennbar in demselben liegen, wenn auch das äußere Hinderniß, das in der Erstarkung Deutschlands liegt, sie verhindern wird, von neuem falsche Bahnen einzuschlagen: dann wird es um beide Völker gut stehen, Europa wird alle Ursache haben mit dem neuen Zustande zufrieden zu sein, die Menschheit wird in ihrer Entwicklung einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan haben, und die Männer, die es als Beruf betrachten, für diesen Fortschritt zu wirken, werden sich von neuem freudig die Hand reichen können.

Wenigstens hoffnungsvoll reiche ich Ihnen schon heute die meinige, indem ich Sie für die Bedrängniß der nächsten Wochen einem freundlichen Geschick, mich aber Ihrem fortdauernden Wohlwollen empfehle.

Darmstadt, 29. Sept. D. F. Strauß.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.